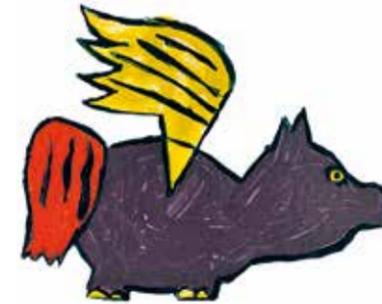




Kinder
gestalten
ihren
Stadtraum

Berliner Fliesenbilder

Berliner Fliesenbilder



Berliner Fliesenbilder

Kinder gestalten ihren Stadtraum

Herausgeber | ® degewo AG
Marketing/Unternehmenskommunikation
Potsdamer Straße 60
10785 Berlin
presse@degewo.de
www.degewo.de

Text | Ingke Brodersen
Gestaltung | Kurt Blank-Markard

Fotos
Jens Röttsch
Martina Lepp (S. 21, 111)
Christiane Heinze (S. 96, 97)
Kurt Blank-Markard (S. 65, 78, 79)
Michael Zachow (S. 101, 103)

Buch- und Offsetdruckerei
H. Heenemann GmbH & Co. KG

Bildhinweis

S. 16/17 degewo-Vorstand Frank Bielka ist begeistert über die neuen Fliesenbilder am Zwickauer Damm 12.

S. 58/59 Die achtjährige Rojbin, die 2010 die Schülerrede auf der Fliesenfeier gehalten hat, wird von degewo-Vorstand Frank Bielka aufs Rednerpult gehoben, um gehört und gesehen zu werden. Ihr bravoröser Auftritt machte Schule. In den Folgejahren hielten Niklas (Zitat S. 58), Davor, Khadidja und Tim (Zitat S. 31) eine Rede. Im Wedding waren es Mercan, Erika, Yasmin, Ibo, Kubilay und Ibrahim.

S. 59 Dr. Franziska Giffey, Bezirksrätin in Neukölln für Bildung, Schule, Kultur und Sport, hilft, das Fliesenbild am Zwickauer Damm zu enthüllen.



12 Ein öffentliches Bilderbuch | *Die Fliesenkunstwerke*

18 Der Tunnelblick in Malmö | *Wie eine Idee entstand*

In Skandinavien ist es im Jahresverlauf länger dunkel als bei uns. Das muss kein Nachteil sein: Amerikanische Wissenschaftler behaupten, dass die erfindungsreichen Regionen unseres Hirns stärker stimuliert werden, wenn das kühle Licht des abwägenden Verstandes abgedimmt ist. Man traut sich dann mehr. Ob deswegen ausgerechnet im Tunnel eines Wohngebiets von Malmö eine Idee mit Folgen entstand?

24 Eine Schule des Sehens | *Wie Kinder bei den Fliesenbildern Weltwissen erwerben*

Bilder sind Lehrmeister des Sehens, weil sie nicht das Sichtbare wiedergeben, sondern die Augen öffnen und uns auffordern, ein eigenes Bild im Kopf zu erstellen. Ein Bild ist wie Bildung etwas Gestaltetes.

36 Auf nach Fantasieland | *Wenn Kinder erzählen*

Die Fliesenbilder sind eine große Schatzkiste, in der sich vieles findet, was die Fantasie anregt. Vier Kinder der Janusz-Korczak-Schule gingen auf vier Reisen ins Land der Fantasie. (»Fantasieland«). Ihre Ideen, die sie beim Betrachten einzelner Fliesenbilder entwickelten, sind in die Geschichten eingegangen, die sich an verschiedenen Stellen dieses Buches wiederfinden.

38 Sonnenherz | *Erste Reise nach Fantasieland*

Die Geschichte einer strahlenden Sontentochter und ihrer verbotenen Liebe zu der Kleinen Wolke, die eigentlich Fritz heißt und Sonnenherz im Stich lässt, als eine Gewitterwolke vorbeikommt. Wäre der Mond nicht rechtzeitig erschienen, wer weiß, ob Sonnenherz nicht immer noch ihre traurige Bahn am Himmelsfirmament ziehen würde. Nach einer Idee von Luise und Djuliano, Klasse 6 b der Janusz-Korczak-Schule.





44 Spuren hinterlassen | *Wie aus einem Viertel ein Zuhause wird*
Wie entsteht ein Heimatgefühl? Wo ist mein Zuhause? In Zeiten der Globalisierung und weltweiter Migrationsströme gibt es immer mehr Menschen, die sich entwurzelt, heimatlos fühlen. Umso wichtiger wird das Wohnumfeld für das Leben von Kindern und Jugendlichen. Es ist ihr Bildungs- und Erfahrungsraum. Wie durch Teilhabe an seiner Gestaltung Demokratie und Verantwortung entstehen.

48 Schlange und Schmetterling | *Zweite Reise nach Fantasieland*
Zwei Freundinnen werden in dieser Geschichte von Luise und Djuliano (6b) und Elanur und Thamina (5b) aus der Janusz-Korczak-Schule auf eine lebensgefährliche Reise nach Ägypten geschickt – nur weil die Schlange Eva ein Buch über Paul Klee gelesen hat, nun für den Maler schwärmt und unbedingt die Cheops-Pyramide sehen will.

56 Mitreden heißt Mitbestimmen | *Wie Kinder die Redekunst erlernen*

In jungen Jahren wurde er wegen seines Sprachfehlers verspottet, den er sich durch ausdauerndes Üben vor der Meeresbrandung, mit Kieselsteinen im Mund, abtrainierte. Und dann stieg Demosthenes dank seiner Redekunst vor fast 2400 Jahren im antiken Griechenland zu höchsten Staatsämtern auf. Auch wenn nicht jeder Politiker werden will – es sind vor allem kommunikative Fähigkeiten, die über die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben entscheiden. Nur wer mitreden kann, wird auch mitbestimmen.

62 »Langeweile satt, zieh um nach Gropiusstadt!« | *Wie Schüler ihr Viertel sehen*

Mit den Fliesenbildern wird Kindern und Jugendlichen Gelegenheit gegeben, an der Gestaltung ihres Wohnumfeldes mitzuarbeiten. Aber wie sehen sie ihr Quartier und seine Bewohner? Jedenfalls anders als Stadtplaner, Architekten und Wohnungsunternehmen – meist ziemlich unverblümt, frei von Mieterschutzgedanken und politischer Korrektheit.

68 Der Drache Hans und der Teufel Brutzel | *Dritte Reise nach Fantasieland*

Es ist der Auftrag der Engel, dem der Kleine Drache gehorsam folgt, als er in den Kampf gegen den Teufel Brutzel zieht, der die Gropiusstadt verwüstet hat. Luise und Djuliano, Elanur und Thamina von der Janusz-Korczak-Schule haben ihm die fantastischen Kräfte verliehen, die ihn zum Sieger über den Teufel werden lassen.

76 Local Player | *Wie der Bildungsverbund das Gebiet verändert*

Fragt man die Schüler der Gropiusstadt, worauf es »im Leben« ankommt, dann steht »Teamfähigkeit« ganz weit oben. Das Wort klingt sportlich und ist ihnen vom Fußball vertraut. Als Teamplayer einer Mannschaft agieren auch die Schulen im Gebiet. Sie haben sich zum Bildungsverbund zusammengeschlossen, lernen voneinander und arbeiten gemeinsam an der Gestaltung des Viertels – nicht nur mit Fliesenbildern.

80 Die eiserne Maske | *Vierte Reise nach Fantasieland*

Die Geschichte der Kleinen Seejungfrau, die sich heimlich aus dem Schloss des Meereskönigs davonschleicht und ihre Neugier mit einem hundertjährigen Schlaf bezahlt. Erst in der chinesischen Stadt Huishan darf sie die Augen wieder aufschlagen. Ohne die Janusz-Korczak-SchülerInnen Luise, Djuliano, Elanur und Thamina hätte diese Geschichte nicht geschrieben werden können.

90 Nachahmung empfohlen | *Wie Kinder lebenspraktische Fähigkeiten erwerben*

Bericht erstatten? Kooperationspartner gewinnen? Kostenpläne erstellen? Sind das nicht Imperative der »kalten« Welt der Ökonomie, vor denen Kinder so lange als möglich zu schützen sind? Um zu ihrem gesteckten Ziel zu kommen, ein großes Fliesenbild zu erstellen, lernten neun- und zehnjährige Grundschüler ein professionelles Projektmanagement. Und ihre Lehrerinnen staunten, »welche Potenziale



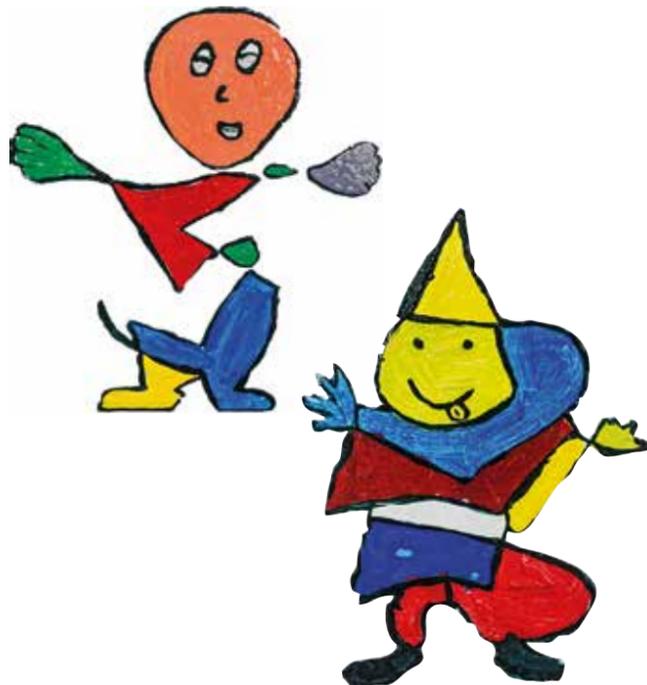
bei den Kindern zu entdecken sind, sobald man ihnen verantwortungsvolle Aufgaben überträgt«.

100 »Die Welt ist rund, Gropiusstadt ist bunt!« | *Ein Zuruf an Walter Gropius*

Hören Schüler der Gropiusstadt das Wort »Bauhaus«, dann denken sie eher an den gleichnamigen Baumarkt als an den Namensgeber ihres Viertels – die Schüler der Walter-Gropius-Schule vielleicht ausgenommen, schließlich wurde ihre Schule von dem weltberühmten Architekten und Gründer des Bauhauses entworfen. Sie sieht sehr anders aus als die meisten Schulen, und das hat auch damit zu tun, dass Walter Gropius sehr eigensinnige, sehr moderne Vorstellungen vom Neuen Bauen hatte.

106 *Die Fliesenbilder und ihre Helfer*

108 *Chronik*



Liebe Leserin, lieber Leser

Ich erinnere mich noch gut, als ich vor vier Jahren die kleine Rojbin auf ein Rednerpult gehoben habe, damit sie vom Publikum gesehen werden konnte. Die Achtjährige hielt eine Rede bei der Enthüllung eines Fliesenbildes in der Gropiusstadt. Auf einer Länge von zwölf Metern hatten Schülerinnen und Schüler von 12 Schulen einen Hausdurchgang mit vielen einzelnen, bunt bemalten Fliesen gestaltet. Selbstbewusst forderte das Mädchen degewo auf, weitere Fliesenprojekte zu ermöglichen. Und sein Wunsch ging in Erfüllung. Das Bild in der Wutzkyallee bildete den Anfang einer Reihe von Fliesenbildern, die seitdem in der Gropiusstadt und im Weddinger Brunnenviertel auf Initiative von degewo entstanden sind. Bis heute haben mehrere tausend Kinder und Jugendliche aus vormals grauen Häuserwänden, Durchgängen und Eingangsbereichen farbenfrohe Orte gemacht. Mehr noch, die Kunstwerke sind zum Markenzeichen ihrer Nachbarschaft geworden.

Dabei sind die Fliesenbilder mehr als nur bunte Bilder. Für uns als Wohnungsunternehmen steht der Gedanke im Vordergrund, Kinder und Jugendliche an der Gestaltung ihres Wohnumfelds zu beteiligen. Unsere Städte, auch die Großsiedlungen, werden oft für ihre Anonymität kritisiert. Dem setzen die Fliesenbilder etwas entgegen: Zum einen erleben die Kinder und Jugendlichen, dass sie ihre Umgebung selbst mitgestalten und so an unserer Gesellschaft teilhaben können; zum anderen wirken die Fliesenbilder positiv auf die ganze Nachbarschaft, weil sie Geschichten erzählen, Identifikation und vielleicht so etwas wie Heimatgefühl schaffen. Sie sind im besten Sinne des Wortes »öffentliche Bilderbücher des Wissens«, wie es die Autorin Ingke Brodersen in diesem Buch schreibt.

Mein herzlicher Dank gilt an dieser Stelle Ingke Brodersen, ohne deren Einsatz die Fliesenprojekte nicht entstanden wären. Ganz besonders danke ich allen beteiligten Schülern und Lehrern – sie sind mir ein gutes Beispiel dafür, wie gemeinsames Lernen und Arbeiten unsere Stadtquartiere verbessern können.

Dieses Buch versteht sich als Bilderbuch, Lesebuch und Dokumentation über die bisher entstandenen Fliesenbilder. Ich wünsche mir, dass es viele junge und alte Leser findet – und es anderenorts zur Nachahmung mit ähnlichen Projekten anregt.

Frank Bielka, degewo-Vorstandsmitglied



Ein öffentliches Bilderbuch

Die Fliesenkunstwerke



Die Fliesenbilder, die Durchgänge, Straßenfronten, U-Bahnhof und Hauseingänge der Gropiusstadt schmücken, sind zu einem Markenzeichen der Großsiedlung geworden: die Skyline in der Wutzkyallee unter dem Titel »Bunt ist meine Lieblingsfarbe«, »Die vier Elemente« am Horst-Caspar-Steig, der »Buchstabenteppich« am U-Bahnhof Wutzkyallee und die elf Quadrate »In Anlehnung an Paul Klee und das Bauhaus« am Zwickauer Damm.

Die von dem Wohnungsunternehmen degewo angeregten und von fast 3000 Schülern erstellten Kunstwerke sind ein Brutkasten zur Anregung vielfältiger Lern- und Entwicklungsprozesse in der Bildungslandschaft des Quartiers. Dazu gehören mannigfaltige Kooperationen, die sie zwischen Schulen und Unternehmen, zwischen Schulleitern, Lehrern und Schülern verschiedener Schulen stiften; Die Gestaltung der Fliesenbilder schickt die Schüler auch auf Recherche: Wer war Paul Klee? Wie haust der Fuchs in seinem Bau? Wie verlaufen Windströmungen? Wie lautet die chemische Formel für Kohlenstoffdioxid? Wer war Emil Wutzky, der Namenspatron des U-Bahnhofs? Mit solchen Fragen haben sie sich befasst, Museen besucht, naturwissenschaftliche und historische Erkenntnisse erworben, den Globus studiert. Sie haben dabei Weltwissen erworben. Und sie geben es andere weiter: In der Gropiusstadt ist zu beobachten, wie ganz kleine Kinder vor den Wimmelbildern stehen bleiben und Entdeckungen machen. Die Fliesenbilder sind öffentliche Bilderbücher des Wissens.

Wie sehr sie auch die Fantasie anzuregen vermögen, erkennt man an den vier Geschichten, die sich an verschiedenen Stellen dieses Buches finden. Die Ideen dazu haben vier Kinder von der Janusz-Korczak-Schule entwickelt, die an einem Tisch ihrer Schule mithilfe ausgewählter Fliesenbilder ins Land der ungebremsten Fantasie gereist sind: Da besiegt der Drache, den Leyla von der Walter-Gropius-Schule auf ihre Fliese gemalt hat, schließlich den diktatorischen Teufel »Brutzel«, der von den Gropius Passagen aus sein Teufelsreich beherrscht; Sarahs zarter Schmetterling aus dem Fliesenhaus der Janusz-Korczak-Schule am Durchgang Wutzkyallee wird in der Geschichte »Schlange und Schmetterling« auf eine abenteuerliche Reise geschickt. Das entflammte Herz, das in dem Feuer-Bild am Horst-Caspar-Steig zu sehen ist, war Anregung zu





einer traurigen Liebesgeschichte; die bleiche über einem Feuer schwebende Maske zu der Geschichte von der Kleinen Seejungfrau.

Aber auch realitätstaugliche Kompetenzen der Schüler werden durch die Fliesengemälde gefördert. Für einige Kinder ist ihre Enthüllung, zu der degewo bei Fertigstellung einlädt, Anlass für einen bedeutenden Auftritt: Zum ersten Mal in ihrem jungen Leben halten sie eine Rede vor einem größeren Publikum – ein Training in Kommunikationsfähigkeit und Selbstbewusstsein, Herzklopfen inbegriffen. Den Erwachsenen aus Kommunalpolitik, Unternehmen oder Schulleitung wird bei dieser Feier nicht allein das Mikrofon überlassen, die Schüler wollen selbst eine Rolle spielen.

Der »Stoff«, den die Fliesenbilder thematisieren, lässt sich in diverse Unterrichtsfächer integrieren oder für außerschulische Aktivitäten nutzen. Dafür müssen sich die Lehrer in einem gemeinsamen Brainstorm zu einer thematischen Idee zusammenraufen. Und dann, allem fachlichen Ehrgeiz zum Trotz, schul- und jahrgangsübergreifend miteinander kooperieren. Das stärkt den Zusammenhalt, das fördert ein Wir-Bewusstsein.

Den Kindern ist mit den Fliesenbildern Gelegenheit gegeben, an der Gestaltung ihres Wohnumfeldes mitzuarbeiten, sie können ihre Vorstellungen in eine gemeinhin nur von Erwachsenen geplante Domäne einbringen und sich darin wiedererkennen: »Das ist meine Fliese! Die hab ich gemalt!« Mitwirken macht stolz, schafft Identifizierung, ein Heimatgefühl und fördert den Gestaltungswillen. Wenig verwunderlich deshalb, dass Schüler aus der Gropiusstadt Jahr für Jahr wieder begeistert und hochmotiviert neue Kunstwerke erstellen: »Es macht so viel Spaß!«

Und den verdanken sie dem »Vater« der Fliesenaktion. Frank Bielka vom degewo-Vorstand war in einem Tunnel im schwedischen Malmö auf ein solches von Kindern erstelltes Fliesenbild aufmerksam geworden und hat erkannt, dass darin so viel mehr steckt als nur eine hübsche Dekoration eines ansonsten unwirtlichen Ortes. Er wurde zum leidenschaftlichen Befürworter immer weiterer Fliesenbilder – weil er die Zukunft im Blick hat, die Teilhabe der nächsten Generation, und vielleicht auch, weil er sich bei der Enthüllung jedes weiteren Kunstwerks mit der gleichen Begeisterung daran erfreuen kann wie die Kinder (siehe Foto Seite 16/17).



Die mit den Fliesenbildern eröffnete Möglichkeit, Kinder der Gropiusstadt »an der Verschönerung des Bezirks« zu beteiligen, so Niklas von der Katholischen Schule St. Marien in seiner Rede bei der Enthüllung der zwei Fliesenbilder am U-Bahnhof Wutzkyallee, »sollte nicht aufhören, sondern im Gegenteil weite Kreise auch über Berlin hinaus ziehen.« Und das geschieht bereits. Ein Bürgerverein in Leipzig macht sich an den Import der Idee. Wie werden andere darauf aufmerksam? Darauf hat die zehnjährige Mercan aus dem Weddingen Brunnenviertel eine schlaue Antwort gegeben und auf den Mehrwert hingewiesen, den die Bilder der Hauptstadt schenken: »Wenn wir unseren Kiez mit solchen Fliesenbildern verschönern, dann machen wir ihn nicht nur schöner für die Menschen, die hier wohnen. Er wird auch interessanter für Touristen. Die wollen doch Fotos von solchen Dingen machen, wenn sie in Berlin sind.«

Mercan von der Heinrich-Seidel-Schule hat mitgearbeitet an dem großen Fliesengemälde »Unser Kiez«, das am Vineta-Platz hängt und an dem sich auch Kita-Kinder mit großem Eifer beteiligt haben. Ein zweites Bild gesellt sich demnächst dazu: Schüler der Vineta-Schule und Kinder der Kita »Omas Garten« arbeiten bereits daran.

In den Klassenzimmern der Schulen im Wedding wie in der Gropiusstadt sitzen überwiegend Kinder aus Familien »nicht-deutscher Herkunft«, wie es im Amtsdeutsch heißt. Eben deshalb wollen viele andere Eltern ihre Kinder dort nicht zur Schule schicken. Sie fürchten um eine aussichtsreiche Zukunftsperspektive für ihren Nachwuchs. Dabei zeigen die Fliesenbilder, was möglich ist, was entstehen kann, wenn die Verantwortung für die Integration der nächsten Generation nicht allein den Schulen abverlangt wird: Durch Allianzen und Kooperationen mit außerschulischen Einrichtungen, mit Unternehmen, Vereinen, Bibliotheken, Quartiersmanagement und Universitäten entsteht eine reiche und vielfältige Bildungslandschaft, in der das Lernen nicht mehr durch Lehrpläne eingrenzt wird, sondern sich »mitten im Leben« erproben kann.



Schule am
Regenweiher



Der Tunnelblick in Malmö

Wie eine Idee entstand

Tunnel in Wohngebieten sind ein Schrecken für Bewohner und Wohnungsunternehmen. Die einen fürchten um ihre Sicherheit, die anderen Vandalismus und Graffiti. Dabei weiß der Volksmund doch, »im Dunkeln ist gut munkeln« – was wissenschaftliche Studien übrigens bestätigten: Im schummrigen Licht ist man risikobereiter und erfindungsreicher. Vielleicht wurde deshalb ausgerechnet im Tunnel eine zündende Idee geboren.



Die skandinavischen Länder sind bekannt dafür, dass sie bemüht sind, alle ihre Bürger an der gesellschaftlichen Entwicklung zu beteiligen. Dazu lassen sie sich viel einfallen. Es war jedenfalls in Malmö, wo zum ersten Mal der Gedanke an ein Fliesenprojekt auftauchte. Mitarbeiter des Wohnungsunternehmens degewo waren 2008 in die südschwedische Stadt gereist, um zu erfahren, was andere möglicherweise besser machen als sie. Wie stabilisiert man andernorts Quartiere? Wie fördert man eine der Entwicklung dienliche soziale Durchmischung? Wie geht man mit Nachbarschaften um? Wie sichert man Nachhaltigkeit? Wie könnte die multikulturelle Stadt der Zukunft aussehen?



In Malmö leben Menschen aus 170 verschiedenen Nationen. Als hartes Pflaster gilt insbesondere die Großsiedlung Rosengård, die in den 1960 und 70er Jahren erbaut wurde und überwiegend Familien mit Migrationshintergrund beherbergt. Zlatan Ibrahimović, der Fußball-Weltstar, Sohn eines bosnischen Vaters und einer kroatischen Mutter, ist hier aufgewachsen. Wenige Monate vor dem Besuch der degewo-Delegation war eine heftig umstrittene Studie über das Quartier erschienen, die zahlreiche Integrationshemmnisse der dort Zugewanderten, überwiegend muslimischer Herkunft, benannte.





Neben den Sanierungsmaßnahmen und den Steuerungsinstrumenten, die einem Wohnungsunternehmen – hier wie dort – zur Verfügung stehen, um den Zuzug in solche Gebiete zu beeinflussen und die Anonymität einer Großsiedlung aufzubrechen, unternimmt die schwedische Kommune auch Einiges, um eine höhere Identifikation der Menschen mit ihrem Viertel zu erzielen: Mitbestimmung durch Mieterräte, Angebote an Kinder und Jugendliche, Ferienprogramme, Sportwettbewerbe und künstlerische Aktivitäten gehören dazu. Ebenso wichtig sind Partizipationsmaßnahmen, die die Bewohner in die Mitgestaltung ihres Quartiers einbinden. Nur dann werden sie stolz auf das eigene Wohnumfeld entwickeln.

Zu den künstlerischen Angeboten in Rosengård, von denen die degewo-Delegation erfuhr, gehörte auch ein Fliesenprojekt: Kinder hatten einem langen Tunnel mit Bändern selbst gemalter Fliesen den Schrecken genommen, der den einen oder die andere beim Durchqueren solcher Wege überkommen mag. Da sieht man Schäfchen friedlich im Gras schlafen, Möwen über das Meer davonfliegen, Blütenkelche aus dem dunklen Erdreich emporwachsen. Die Schweden hatten die Erfahrung gemacht, dass das kindliche Kunstwerk sich als wirksames Mittel gegen Vandalismus und Zerstörung erwies.

Das Malmöer Vorbild wurde importiert: 2010 wurden Schulleiter des neu gegründeten Bildungsverbundes mit der Idee konfrontiert, ihre Schüler ein Fliesenbild in der Gropiusstadt erstellen zu lassen. Sie waren dabei. Was lag näher, als die Skyline der Berliner Großsiedlung mit ihren vielen hohen Häusern als Umriss für diesen Pionier zu wählen?

Jede der beteiligten Schulen erhielt ihr eigenes Haus zur freien Gestaltung, degewo stellte Fliesen und Farben. Und dann versammelten sich einige Monate später Hunderte aufgeregter Kinder von elf Schulen in spannungsvoller Erwartung um die damalige Staatssekretärin Claudia Zinke und Frank Bielka vom Vorstand des Wohnungsunternehmens. Johlend und klatschend begleiteten sie die feierliche Enthüllung ihres jeweiligen »Fliesenhauses« mit einem Countdown. Es war ein Fest! Und es sollte nicht das letzte bleiben.





Eine Schule des Sehens

Wie Kinder bei den
Fliesenbildern Weltwissen
erwerben



*Bilder sind Lehrmeister
des Sehens, sie können uns
die Augen öffnen und uns
zu unserem eigenen Bild
im Kopf verhelfen. Bild und
Bildung entstammen beide
einer verwandten Wortfamilie.
Ein Bild ist etwas Gestaltetes –
wir finden es nicht in
der Wirklichkeit vor, sondern
geben ihm selbst erst Gestalt.
Auch Bildung erwirbt man
nicht durch Belehrung,
nur durch eigene formgebende
Anstrengung.*



Vulkane können Tausende von Jahren stille »Schläfer« sein. Doch wenn sie erwachen, drängen unvorstellbare Kräfte mit aller Gewalt aus dem Erdinneren hervor. Glut und Asche werden nach oben geschleudert, Rauchwolken verdüstern den Himmel, schwarz glühende Lava fließt in einem alles unter sich begrabenden Strom den Berg hinunter. Vulkane speien Feuer.

Feuer hieß das Thema des Bildes am Hauseingang Nr. 9 am Horst-Caspar-Steig. Die Fliesen, die dafür von den Schülern bemalt wurden, zeigen Vulkanexplosionen, züngelnde Flammen eines Lagerfeuers, eine aufleuchtende Glühbirne, die untergehende Sonne, Glühwürmchen und Sternschnuppen, feurige Chili-Schoten, ein entflammtes Herz, den brennenden Dornenbusch – und ein in Flammen aufgehendes Buch – die Bücherverbrennung?

Das Bild ist Teil eines Gesamtkunstwerks, an dem mehr als 600 Schüler und Schülerinnen von zehn Schulen aus dem Bildungsverbund Gropiusstadt zusammengearbeitet haben. Das Thema hieß »Die vier Elemente«. Jedes teilnehmende Kind bemalt seine eigene Fliese. Und diese Arbeit erfordert mehr als einige Pinselstriche. Die Schüler müssen sich über ein Konzept verständigen, sich mit anderen Schulen abstimmen und sorgfältig recherchieren, bevor sie Skizzen für ihre Entwürfe machen. Dabei gewinnen sie Erkenntnisse und Wissen – wie bei allen Fliesenbildern, die sie im Laufe der letzten Jahre gestaltet haben.



BUNT IST UNSERE LIEBLINGSFARBE

Je mehr man von der Welt weiß, desto interessanter wird sie, ermutigte die Klassenlehrerin Zeynab, auf dem aus Pappmaschee gebastelten Globus nach dem Land Bhutan zu suchen. Das Königreich im Himalaya hat seine Politiker dazu verpflichtet, jede Maßnahme, jede Investition daran zu messen, ob sie dem »Glück« der Menschen dient. Das hatte die Viertklässler beeindruckt.

Jeden Tag durfte sich ein Schüler oder eine Schülerin auf dem Poster an der Wand des Klassenzimmers ein Land suchen, die entsprechende Fahne basteln und diese, an einer Stecknadel befestigt, in dem aus Pappmaschee geformten Globus verankern, auf dem die Umriss der Länder dieser Welt eingezeichnet waren. Dabei mussten sie der Klasse erklären, auf welchem Kontinent das Land



zu finden ist. So lernen die Kinder die Weltkarte kennen, ihre Erdteile, die großen Meere.

Ein mit solchen Flaggen vieler Länder geschmücktes »internationales Haus« findet sich auf einem Durchgang an der Wutzkyallee 73-75. An diesem Ort hängt der Pilot, der Testballon zu den Fliesengemälden – das mit fast 1300 Fliesen erste und zugleich größte Bild, dem die Schüler ein leicht variiertes Zitat des Bauhaus-Gründers Walter Gropius als Titel gegeben hatten: »Bunt ist unsere Lieblingsfarbe« – ein Wimmelbild auf der Grundlage einer Skyline von verschiedenen hohen Häusern, die dem Stadtbild der Gropiusstadt nachempfunden sind.

Jede der beteiligten Schulen gestaltete ein Haus. Die Schüler konnten, ganz ihrer Fantasie folgend, die Farben mischen und sich für ein Motiv ihrer Wahl entscheiden. Die einen bevölkerten ihr Haus mit lauter Schmetterlingen (Wie zeichnet man zwei symmetrische Hälften eines Schmetterlings?), andere mit Keith Harings Comic-Hunden (Wie läuft ein Hund? Wie springt er? Wie lässt er sich nieder?); wieder andere wählten für die Darstellung Szenen auf einem Abenteuerspielplatz oder aus der Natur, Motive nach Friedensreich Hundertwasser, Piet Mondrian oder strenge geometrische Figuren.

WER WAR EMIL WUTZKY?

2012 sollte der neue Eingangsbereich vom U-Bahnhof Wutzkyallee mit Fliesen gestaltet werden. Wutzky? Wer war Emil Wutzky (1871-1963)? Einer, der als Namensgeber für einen ganz in der Nähe seines Wohnhauses erbauten Bahnhof in der Gropiusstadt gewählt worden und doch in Vergessenheit geraten war. Zu Unrecht.

Der gelernte Schriftsetzer und spätere Vertrauensmann der Berliner Buchdrucker, der noch lebte, als der Regierende Bürgermeister Willy Brandt im November 1962 den Baubeginn für die Gropiusstadt eröffnete, war ein Vorkämpfer gegen den nationalistischen Taumel, der sich Ende des 19. Jahrhunderts im Deutschen Kaiserreich auszubreiten begann. Aus Protest dagegen gründete er zusammen mit anderen die Freie Turnerschaft Rixdorf. Er trat in die SPD ein und war bis 1917 Stadtverordneter, später Stadtrat von Neukölln. Nach der Novemberrevolution 1919 wurde er in die ver-





fassungsgebende preußische Landesversammlung gewählt. Sein demokratisches Engagement trug ihm im Dritten Reich Verhöre durch die Gestapo ein.

An diesen überzeugten Republikaner wollten die Schüler mit zwei Buchstabenbildern erinnern – rechts und links vom Eingang zur U-Bahn-Station –, die in allen möglichen Varianten die Buchstaben seines Namens aufgreifen. Das Vorbild dazu lieferte der sogenannte A-Teppich in der Eingangshalle der Berliner Stadtbibliothek. Fritz Kühn (1910–1967), Schmied, Fotograf und Zeichner, der als Stahlgestalter international berühmt wurde, ist sein Erfinder. Auf seinem Teppich findet sich der Buchstabe A in 117 typografischen Varianten. Denn jede Schrift ist anders, und jede löst andere Assoziationen und Emotionen aus.

Der Fliesenteppich der Schüler hat sich von der Strenge seines künstlerischen Vorbildes gelöst. Hier finden sich große und kleine Buchstaben, gerade und kursive, steile Versalien und verschnörkelte Kapitälchen, ein ornamentales W neben einem verspielten U, auf dessen breiter Rundung sich ein Schaf ins Fäustchen lacht; ein Fliegenpilz-T neben einem Z, das in Flammen aufgeht, ein klares K neben einem Y, dem Flügel gewachsen sind, ein E hat sich als Krokodil verkleidet. Und einige Schüler haben den Namen Emil Wutzky in kyrillischen Schriftzeichen auf dem Bild verewigt.

SEHEN IST ERFINDEN

Wenige Monate vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges, im April 1914, reist der Maler Paul Klee mit zwei Kollegen nach Nordafrika. In die Kunstgeschichte sind die drei Wochen, die er dort verbrachte, als die berühmte »Tunisreise« eingegangen. Für Klee wurde sie ein Schlüsselerlebnis. Wie ein Märchen aus »Tausendundeiner Nacht« seien ihm das helle Licht und die intensiven Farben der nordafrikanischen Landschaft erschienen: »Die Farbe hat mich«, hielt er in einem Tagebucheintrag fest. »Sie hat mich für immer, ich weiß das (...): ich und die Farbe sind eins. Ich bin Maler.«

Paul Klees magische Welt aus Fantasie, Symbolen und Farben ist der kindlichen Wahrnehmung von Welt nicht unverwandt. »Der malt so ähnlich wie ich«, meint der zehnjährige Amin selbstbewusst. An Klees Bildern lernen sie, welche Techniken man anwen-

Zeichnen ist die Kunst, Striche spazieren zu führen. Paul Klee



den kann, wie man den Pinsel führt, Pastellfarben mischt und welche unterschiedlichen Dinge jeder, der sie anschaut, darin entdecken kann. Bilder bilden auf ganz eigene Art: Sie öffnen uns die Augen und regen an, uns ein eigenes Bild von der Welt zu machen.

»Weißt du, was Sehen ist?«, lässt der Schriftsteller Siegfried Lenz in seinem Roman »Deutschstunde« den Maler Nansen sagen. »Sehen ist Durchdringen und Vermehren. Oder auch Erfinden.«

Die Fliesenbilder am Zwickauer Damm, so hatte das Gremium der verantwortlichen Lehrkräfte entschieden, sollte 2013 in Anlehnung an Paul Klee, Wassily Kandinsky oder andere Mitglieder des Bauhauses gestaltet werden – auch eine Reminiszenz an den Gründer des Bauhauses Walter Gropius, der diesem Stadtteil post mortem den Namen gegeben hat.

Eine Schule ging ins Museum Berggruen, das über eine bedeutende Sammlung von Klee-Bildern verfügt. Eine andere Klasse studierte Bilder von Wassily Kandinsky, insbesondere sein 1940 entstandenes Bild »Himmelblau«. Der gebürtige Russe und studierte Jurist, dessen Werke die Nationalsozialisten als »entartet« verurteilten, gilt als einer der großen Erneuerer der Kunst des 20. Jahrhunderts. Kandinsky war ein Synästhetiker, der den Farben Klänge, Gerüche und Formen zuordnete. »Kunst muss klingen«, schrieb er, wie ein Musikstück müssten Bilder komponiert sein, um Augen und Ohren, alle Sinnesorgane zu öffnen.

Kinder verfügen über solche ästhetischen Zugänge zur Welt und ihre Ausdrucksmöglichkeit noch in hohem Maße – je stärker sie jedoch in die »Regelhaftigkeit« des Lebens eingebunden werden, desto mehr verlieren sie davon, so der Hirnforscher Wolf Singer. Neurologisch gesprochen: Bestimmte Anteile des Hirns werden dann einfach nicht mehr gebraucht.

Die heutige Lehrplangestaltung leistet dem allzu oft Vorschub. Bildende Kunst und Musik gelten im Zweifelsfall als »Weglassfächer« – welch ein Irrtum! Da dachten die Griechen anders: Für Aristoteles war die ästhetische Erziehung, insbesondere durch die Musik, für die Formung des Charakters (»Tugendhaftigkeit«) noch so bedeutsam, dass er sie der allgemeinen Staatslehre zuordnete, deren Ziel das »gute Leben« sei.

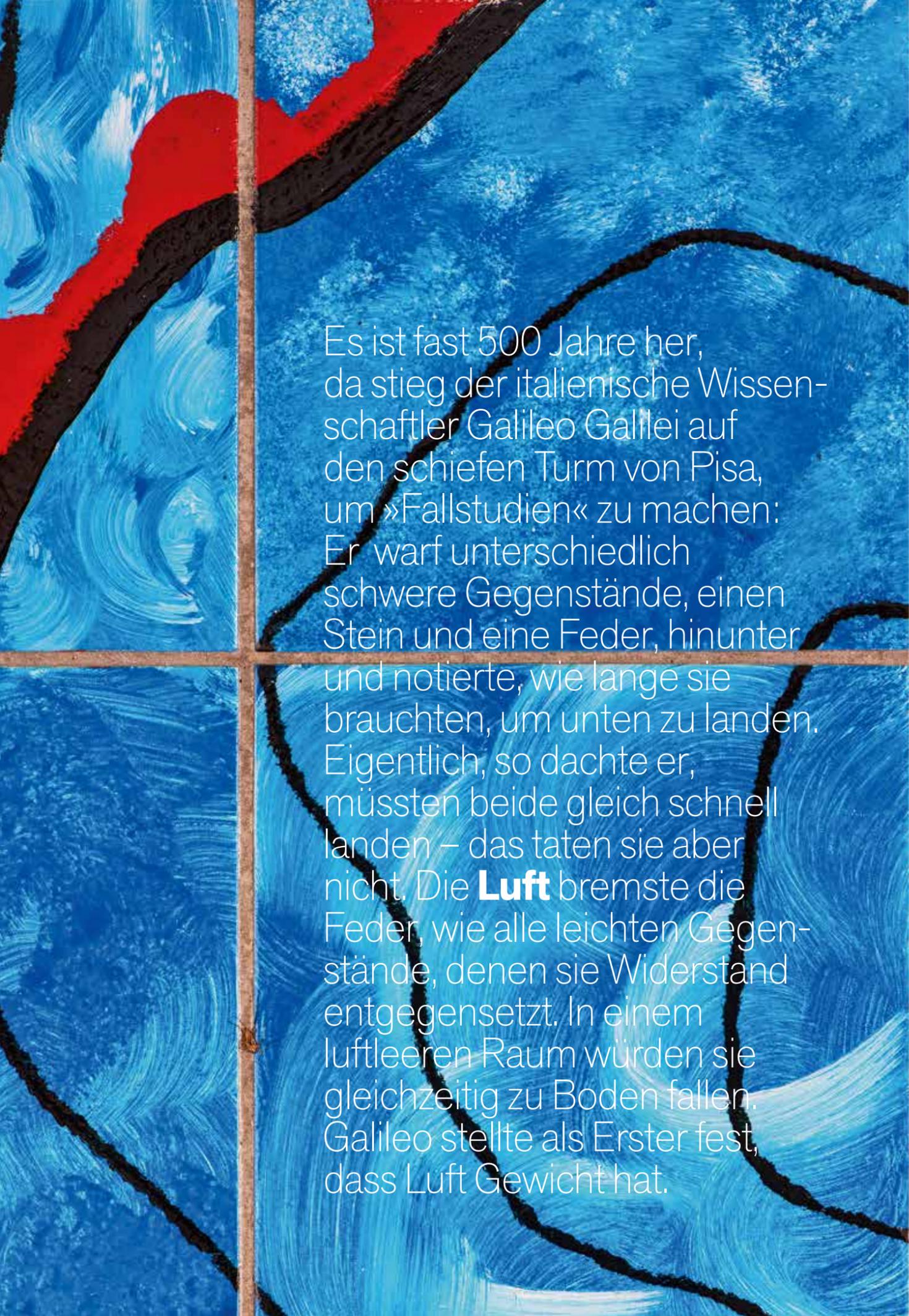
Das Besondere an Paul Klees Art zu malen ist, dass er geometrische Formen und Hilfslinien benutzt. Tim und Khadidja



VOM LEBEN UNTER DER ERDE UND DEM HIMMEL ÜBER UNS

Ohne die Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde, die vier Hauseingänge am Horst-Caspar-Steig mit Fliesenbildern schmücken, wäre Leben nicht denkbar. Und doch sind wir ihnen – so sehr der Mensch sie zu beherrschen sucht – auch ausgeliefert. Das Feuer hat dem Menschen Wärme, Licht und eine bessere Ernährung gebracht und kann zugleich Existenzen vernichten; das Wasser ist für alle Lebewesen unverzichtbar, bedroht aber ganze Landstriche alljährlich durch große Überschwemmungen; die Erde ernährt Lebewesen, aber wenn sie bebt, kann sie alles in Trümmer legen; die Luft brauchen wir zum Atmen, doch Tornados und Hurrikans können Verwüstungen hinterlassen.

Die Schüler haben auf ihren Fliesen diese zwei Seiten, das idyllische wie das unbeherrschbare Gesicht der Natur, wiedergegeben – die untergehende Sonne über dem Meer, während sich daneben



Es ist fast 500 Jahre her, da stieg der italienische Wissenschaftler Galileo Galilei auf den schiefen Turm von Pisa, um »Fallstudien« zu machen: Er warf unterschiedlich schwere Gegenstände, einen Stein und eine Feder, hinunter und notierte, wie lange sie brauchten, um unten zu landen. Eigentlich, so dachte er, müssten beide gleich schnell landen – das taten sie aber nicht. Die **Luft** bremste die Feder, wie alle leichten Gegenstände, denen sie Widerstand entgegensetzt. In einem luftleeren Raum würden sie gleichzeitig zu Boden fallen. Galileo stellte als Erster fest, dass Luft Gewicht hat.



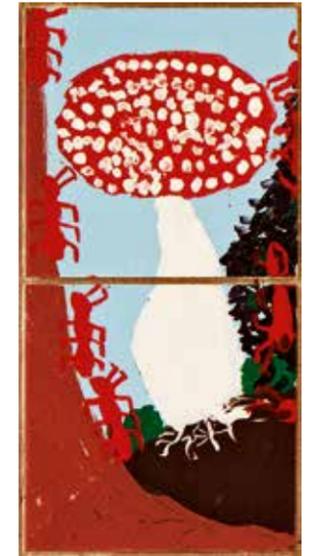
schon ein gigantisches Tief zusammenbraut; zarte Möhren, eben dem Erdreich entwachsen, auf die oben ein hungriges Kaninchen lauert; Blumen in voller Blütenpracht, an deren Stängeln die ersten saugenden Läuse emporkriechen.

Unendlich viele Themen finden sich auf ihren Bildern. Kometen, die am nachtschwarzen Himmel verglühn; Töne, die sich im Fliesenbild Luft zu Noten vereinigen; ein Scheiterhaufen (der Inquisition?), über dem eine bleiche augenlose Maske (Mephisto?) schwebt. Auch Motive aus den Märchenwelten gibt es – die Schatzkiste, die vergraben in der Erde liegt, oder die kleine Seejungfrau, die halb Mensch, halb Fisch ist.

Um solche Bilder komponieren zu können, müssen die Schüler assoziieren und abstrahieren, nur dann werden sie vom Feuer auf Licht (Glühbirne), Wärme (Sonne), Brennen (Qualle), Gefühle (das entflamte Herz) oder gar Gewürze kommen (Chili). Sie müssen recherchieren (Frisst der Fuchs Mäuse?) und Kreisläufe und Bezüge der vier Elemente erkennen: das Hoch, das von einem Tief (Luft) verdrängt wird und für Niederschlag (Wasser) sorgt, der Tsunami (Wasser), der durch ein unterseeisches Erdbeben entsteht (Erde), die Kerzen, deren Flamme (Feuer) sich vom Sauerstoff (Luft) ernährt. Sie erwerben physikalische Erkenntnisse (Strömungsverläufe), lernen chemische Formeln (H_2O) kennen, greifen kulturhistorisches Wissen auf und nutzen ökologische Informationen (Alternativenergie durch Windräder).

Der vierjährige Dennis, der am Horst-Caspar-Steig zu Hause ist, turmt mit einer gewissen Routine auf die erhöhte Stufe unter dem Feuerbild, nur so kann er stolz auf einzelne Motive zeigen: »Ich weiß, was das hier sein soll! Das sind Vulkane, die gerade explodieren! Und das ist ein Drachen, der Feuer spuckt! Und, Mama, guck mal, eine Kerze – wie bei Weihnachten!« Seine Mutter erzählt, dass Dennis von dem Bild kaum wegzukriegen ist. Täglich entdeckt er Neues, stellt Fragen, will erfahren, was dies oder jenes sein könnte. Wenn Dennis in die Schule kommt, wird er vielleicht schon wissen, dass es keine Feuer speienden Drachen gibt, dass Quallen brennen und Chili oder Paprikaschoten scharf sein können.

Und vor allem wird Dennis nicht vergessen, dass vor dem Haus seiner Kindheit ein Bild hing, von dem er das gelernt hat.





Auf nach Fantasieland Wenn Kinder erzählen

Vier Kinder standen mir bei den vier Geschichten, die sich in diesem Buch wiederfinden, ideenreich zur Seite –, Luise und Djuliano aus der sechsten Klasse und Elanur und Thamina aus der fünften gingen auf vier Reisen ins Land der Fantasie.

Die Kinder saßen um einen großen Tisch in einem Raum der Janusz-Korczak-Schule, vor ihnen lagen schlichte Schwarz-Weiß-Fotos einzelner Fliesenbilder.



Die Vier hatten sich bereit erklärt, eine fantastische gedankliche Reise anzutreten: Aus den Bildern sollten sie jeweils zwei aussuchen, um sie, frei von allen realistischen Bedenken, in einer Geschichte zusammenzuspannen. Keine leichte Aufgabe.

Am Anfang hemmte noch Schüchternheit die Fantasie, aber irgendwann ging die Post ab. Einer oder eine fing an. »Sonnenherz«, rief Luisa, als sie das Bild eines entflammten Herzens sah, das sich am Horst-Caspar-Steig entdecken lässt. Damit war die Hauptfigur für die Geschichte benannt, die hier unter dem Titel »Sonnenherz« zu lesen ist. Aber warum der Name »Sonnenherz«? »Weil sie alle in ihrer Umgebung glücklich macht!« So lautete Luisas Begründung. Djuliano hingegen sah in dem entflammten Herzen eher eine Figur, die zornig ist, »rot« vor Wut, die »ausrastet«, wie er meinte.

Solche gegensätzlichen Assoziationen taten sich bei den Vieren in der Betrachtung der Bilder immer wieder auf. Soll der Teufel nun schlicht »Teufel« oder doch, seinem Heimatort gemäß, »Brutzel« heißen, ein Wort, bei dem man es zwischen hört, das nach Feuer und Rauch schmeckt. Soll »Mariposa«, das neugierige Schmetterlingsmädchen, mit seiner Freundin, der Schlange Eva (»Schlange und Schmetterling«), auf den Mond oder in die Wüste geschickt werden? Ist »Die eiserne Maske«, die die Kleine Seejungfrau aufsetzt, vergiftet oder nur verhext? Ich konnte dem Sturm der Vorschläge und Stichwörter, die am Tisch auf mich einprasselten, mit meinen Notizen bald nicht mehr folgen. Jeder wollte gern seine ganz spezielle Geschichte gewürdigt wissen.

Liebe Kinder, seht es mir nach, wenn ich meine eigenen Entscheidungen getroffen habe, wie die Geschichten sich entwickeln. Und sie darüber hinaus ausgeschmückt, manchmal in die Gropiusstadt versetzt und mit den Fliesenbildern verknüpft habe. Ohne euch, das ist gewiss, hätte ich sie gar nicht schreiben können – allein wäre ich nie auf so viele Ideen gekommen. Und dafür gebührt euch ein großes Dankeschön.

Und ich danke ganz besonders Frau Lepp von der Janusz-Korczak-Schule, die mir schon mehr als einmal behilflich war und sich darum gekümmert hat, dass ihr zu mir kommen könntet.

Ingke Brodersen



Sonnenherz

*Erste Reise
nach
Fantasialand*

*Eine Geschichte
von Sonne,
Mond und
der Kleinen Wolke,
die eigentlich Fritz heißt;
in der zwei Liebende
auseinandergehen
und zwei andere
zueinanderfinden.
Nach einer Idee
von Luise und Djuliano.
Den Titel verdankt
die Geschichte Luise.*



Es liegt schon Lichtjahre zurück, lange bevor Menschen auf der Erde lebten, dass die Sonne eine Tochter gebar. Sie war eine winzige Babysonne, so klein, dass Mutter Sonne lange bangte, das Töchterchen könnte am Himmel einfach wieder als Komet verglühen. Aber die Kleine überlebte. Sie wuchs nur wenig, war aber herzensgut und bei allen Gestirnen am Himmel sehr beliebt. »Du sollst Sonnenherz heißen«, sagte ihre Mutter, »weil du Sonnenschein im Herzen hast und alle in deiner Umgebung glücklich machst.«

Und damit hatte sie recht. Sonnenherz tanzte von den Sternen zum Mond, küsste ihn auf die Narben, die sich auf seiner hellen Scheibe zeigten, lachte mit ihren Schwestern, tollte die Milchstraße entlang und wenn sie mit den anderen Sonnen unterging, dann sang sie meist ein wehmütiges Lied, das allen ans Herz rührte.

Als Sonnenherz älter wurde, glänzte ihr Kleid, wie viele Hundert Sonnen es nicht schafften. Sie wurde eine strahlende junge Frau. Eines Tages traf sie am Himmel auf Kleine Wolke, der von seinen Freunden nur »Fritz« gerufen wurde. Eigentlich passte das auch besser zu ihm, denn klein war diese Wolke wahrlich nicht. Eher ein junger groß gewachsener Mann, der, wenn der Wind kräftig blies, sich in eine dunkle Sturmwolke verwandelte. Die beiden lernten einander kennen, als Fritz sich eines Tages vor Sonnenherz schob. »Hey«, rief Sonnenherz, »du stehst im Weg! Du verdeckst mich ja so sehr, dass andere mich gar nicht mehr sehen können!« Fritz drehte sich um, und was er sah, ließ alle Regentropfen, die sich in seinem weiten Kleid verbargen, vor Freude hüpfen. Er verliebte sich auf der Stelle in Sonnenherz. Und der ging es nicht anders.

Fortan trafen sie sich täglich. Sie suchten dunkle Ecken am Himmel auf, wo niemand sie sah, wenn sie Händchen hielten oder sich gemeinsam auf eine dicke Wolke setzten und über die Milchstraße sausten. Die dicke Wolke war Wotan, ein gutmütiger Kumpel von Fritz. Wotan war der Einzige, der in die Beziehung der beiden eingeweiht war. Wenn andere sie zu entdecken drohten, schob er sich vor sie. Denn die Liebe zwischen Sonne und Wolke war verboten. Sie konnte eigentlich auch nicht gut gehen. Zu gegensätzlich waren die Welten, aus denen sie kamen: Sonnenherz, mahnte ihre Mutter immer wieder, sollte viele Stunden am Tag scheinen, Wärme spenden und Licht. Die Aufgabe von Fritz, auf die sein



Vater streng achtete, war es, für Regen zu sorgen, damit die Seen und die Meere, die Pflanzen und Tiere auf der Erde Wasser bekamen. »Wir haben eine Verpflichtung, mein Sohn«, sagte der Vater dann zu ihm. »Vergiss das nicht! Ohne Wasser kein Leben.«

Aber oft entwischten die beiden ihrer Mutter und seinem Vater. Und es kam, wie es kommen musste: Das Liebesverhältnis blieb auch anderen auf Dauer nicht verborgen. Der Mond hatte es schon längst bemerkt: Je mehr Sonnenherz ihren Fritz liebte, desto heller bildete sich ein Strahlenkranz um ihren ganzen Körper. Man sah, dass ihr kleines Herz für jemanden entflammt war.

Die Mutter stellte die Tochter zur Rede, und Sonnenherz beichtete ihr alles. »Das geht nicht, Kind!«, rief Mutter Sonne erschrocken aus, als sie von Fritz erfuhr. »Von nun an bleibst du an meiner Seite!« Fritz durfte sie nicht mehr sehen, die Mutter ließ sie nicht aus den Augen. Sonnenherz spielte oft mit dem Gedanken an Flucht. Aber wie könnte die gelingen? Und wer sollte ihr dabei helfen? Sonnenherz verlernte das Lachen und sang auch kein Lied mehr, wenn am Ende des Tages alle Sonnen untergingen. Die anderen vermissten ihre Fröhlichkeit, aber alle gaben der Mutter Recht.

So gingen Jahre ins Land. Fritz, das erfuhr Sonnenherz von ihren Schwestern, war inzwischen weitergezogen. Er hatte sich in eine junge Gewitterwolke verliebt. Sie passten auch gut zusammen: Fritz, die Sturmwolke und seine neue Liebste, die Gewitterwolke. Sonnenherz spürte, wie weh ihr diese Nachricht tat. Am liebsten wäre sie für immer untergegangen. Aber das war nicht möglich, Tag für Tag musste sie an der Seite der Mutter weiter ihre Kreise ziehen. Oft gab sie dabei nur ein mattes, fahles Licht von sich, sodass selbst die Tiere in der Wüste erschrocken zum Himmel blickten, ob da oben überhaupt noch eine Sonne Licht und Wärme spendete.

Allmählich aber verblasste die Erinnerung an Fritz, die Kleine Wolke. Und ebenso der Strahlenkranz, der Sonnenherz einst umgeben hatte. Müde und kraftlos sah sie aus. Manchmal dachte sie noch voller Traurigkeit an Fritz und mit welcher Freude sie gemeinsam auf dem Rücken der dicken Wolke über die Milchstraße gesegelt waren. So leicht war Sonnenherz dann zumute gewesen, davon hatte sie gar nicht genug kriegen können. Und dann spürte sie wieder, wie Fritz sie zärtlich in sein dickes Wolkenkleid hüllte.



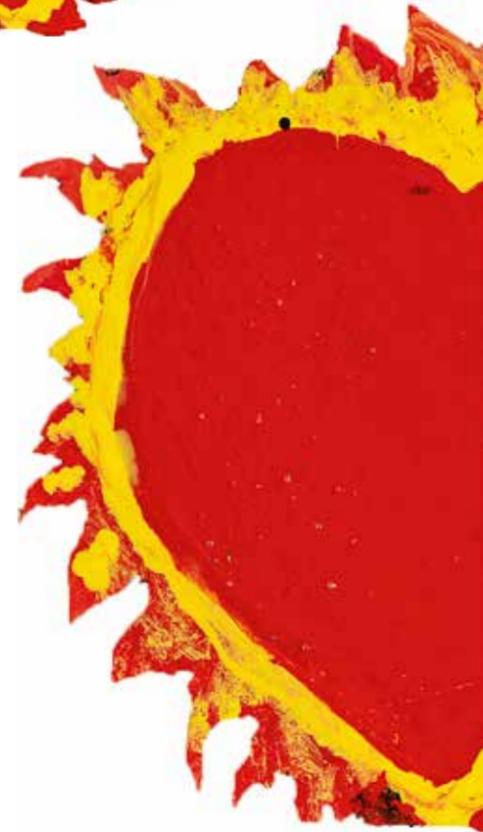
Aber Fritz gehörte jetzt einer anderen. Wie hatte er sie nur so im Stich lassen können? In solchen Momenten fragte sich Sonnenherz, wie ihr Leben weitergehen sollte.

Eines Tages kam der Mond vorbei. Inzwischen lebten Menschen auf der Erde. Sie richteten Fernrohre auf den Himmel, als sich der Mond vor Mutter Sonne stellte und nur noch ein schmaler leuchtender Ring um den dunklen Mond herum erkennbar war. Sie nannten es Sonnenfinsternis, und manche deuteten sie als Zeichen eines kommenden Unheils. Dabei wollte der Mond nichts anderes als um Sonnenherzens Hand anhalten. Er hatte nie vergessen, wie sie als kleines Mädchen ihre weichen Lippen auf die Narben seines Körpers gedrückt hatte. Und Sonnenherz? Vielleicht sah sie ihn zum ersten Mal wirklich an und dachte: Er wird mich nicht im Stich lassen. Mit ihm will ich glücklich werden!

Mutter Sonne gab seufzend ihr Einverständnis – eigentlich fand sie auch diese Beziehung nicht richtig. Die Sonne geht unter, wenn der Mond aufgeht. Und wenn seine Zeit der Nacht beendet ist, steht die Sonne mit dem Tag auf. Aber die beiden Liebenden waren voller Zuversicht: »Schau mal, Mama«, meinte Sonnenherz, »auf der Erde gibt es auch viele Paare, bei denen der Mann in der Nacht arbeitet und die Frau am Tag. Und die sind auch glücklich miteinander.«

So ganz mochte Mutter Sonne diese Einschätzung nicht teilen. Richtig glücklich sahen nicht alle Menschenpaare aus. Aber sie wollte der traurigen Zeit ein Ende setzen. Und so bereitete sie die Hochzeit vor. Es war ein rauschendes Fest am Himmel: Die Sterne glitzerten wie Millionen Lichter, Hunderte von Sternschnuppen fielen herab, als wollten sie ein großes Feuerwerk entfachen, der Mond stieg als leuchtend-orange Scheibe auf, und Sonnenherz hatte wieder einen Strahlenkranz um sich herum, als hätte ihr Herz nie stärker in Flammen gestanden.

Viele Jahre später sah ein Mädchen in der Gropiusstadt, das ein bisschen verliebt war in einen Jungen aus der Nachbarschaft, abends oft am Himmel diesen leuchtenden Kranz um einen Himmelskörper, den man von so weit unten für einen Stern halten konnte. Als sie mit ihrer Schule Fliesen für ein großes Bild bemalte, wählte sie ein Herz und umgab es mit einem Strahlenkranz. Sonnenherz oben am Himmel lächelte, als sie das sah.





Spuren hinterlassen

Wie aus einem Viertel
ein Zuhause wird



Viele bleiben nicht mehr ihr ganzes Leben lang an dem Ort, an dem sie geboren und aufgewachsen, an dem sie »heimisch« sind. Kriege, Verfolgung, Vertreibungen, Armut oder die Suche nach einem besseren Leben führen dazu, dass sie aufbrechen in eine ihnen fremde Welt. Wie entsteht in Zeiten globaler Migration noch ein Heimatgefühl? Für Menschen, die sich entwurzelt fühlen, wird die Mitgestaltung des neuen Lebensumfeldes umso wichtiger. Mit den Fliesenbildern richten die Kinder und Jugendlichen ihr neues Zuhause ein. Wie durch Teilhabe Demokratie und Verantwortung entstehen.

Bowlen oder zur Wiesenburg wandern – diese beiden Alternativen standen in der fünften Klasse einer Weddinger Grundschule im Klassenrat zur Abstimmung: Der Wandertag wurde geplant.

Der Klassenrat ist das Forum, mit dem Schüler in die Demokratie eingeführt werden. Nicht als Unterrichtsstoff, sondern hier erlernen sie die grundlegenden Instrumente, Regeln und Verfahren, wie sie über von ihnen gewählte Belange diskutieren und zu einer Entscheidung kommen können. Die Lehrkraft hat in diesem Gremium nur eine Stimme unter vielen. Beteiligung an demokratischen Prozessen bedeutet zugleich Mitverantwortung für die Konsequenzen dieser Entscheidung – das sind zwei Seiten einer Medaille.

Das Votum der Schüler fiel – wenig überraschend – für das Bowlen aus. Am Wandertag aber marschierten sie zur Wiesenburg. Die Klassenlehrerin hatte so entschieden. Und auch wenn es dafür ehrenwerte Gründe gab, so war doch die Botschaft, die von dieser Entscheidung für die Schüler ausging, fatal: Wenn es ernst wird, zählt ihr nicht.

Leider passt das nur zu gut zu einer 2013 veröffentlichten UNICEF-Studie über das subjektive Wohlbefinden von Kindern in verschiedenen europäischen Ländern. Holländische und belgische Kinder drücken die höchste Lebenszufriedenheit aus, dicht gefolgt von den Skandinaviern. In Deutschland zeigt sich ein zweigeteiltes Bild: Was ihre materielle Situation anbetrifft – Bildung, Gesundheit, Wohnen und sein Umfeld –, geht es deutschen Kindern besser als den meisten anderen. Ihrer subjektiven Zufriedenheit hingegen geben sie kaum höhere Werte als rumänische Kinder, denen es in jeder Hinsicht am schlechtesten von allen untersuchten nationalen Gruppen geht.

Deutsche Kinder fühlen sich ausgeschlossen von der Beteiligung an der Gestaltung des Gemeinwesens. Sie sehen für sich kaum Chancen an der aktiven Mitgestaltung ihrer Lebensumstände. Und dieses Gefühl verstärkt sich, wenn ihre Eltern nicht in den Arbeitsmarkt integriert sind oder aus einem anderen Land, einer anderen Kultur zu uns gekommen sind. Dann wächst dem Wohnumfeld und der Teilhabe an seiner Gestaltung für den Erfolg von Integrationsprozessen – ob das Viertel zu einem Zuhause, zur »Heimat« wird – eine ungleich höhere Bedeutung zu.





»Heimat? Kennst du das Gefühl?«, fragte sich die 16-jährige Rascha für einen Schreibwettbewerb in ihrem Gedicht »Oh Heimat, wie sehne ich mich«. »Man sucht nach dem, was zu dir gehört, worin du dich wohlfühlen willst, wo du zu Hause sein kannst.« Und sie beschrieb die Zerrissenheit zwischen zwei Kulturen, denen Kinder aus Migrantenfamilien ausgesetzt sind. Wo ist ihr Zuhause? Dort, wo »du als anders« giltst und »fremd bist«? Oder in der Heimat der Eltern, wo du feststellst, du bist auch »nur ein Gast«?

Heimisch werde ich nur dort, wo ich mich zugehörig fühle. Wo ich sichtbare und unverwechselbare Spuren hinterlassen, mich selbst verwirklichen kann. Mit der Gestaltung des Quartiers durch die Fliesenbilder wird den Kindern ermöglicht, aus ihrem Viertel ein »Zuhause« zu machen. Mitwirkung schafft Bindungen, Verwurzelung. Mitwirkung schafft auch ein Verantwortungsgefühl. »Ich habe vieles bei dem Fliesenprojekt gelernt«, meinte die zehnjährige Erika in ihrer Rede auf einem Fliesenfest. »Auch, Verantwortung zu tragen.« So entsteht Heimat.

Welche Bedeutung sie hat, wird oft erst sichtbar aus der räumlichen und zeitlichen Ferne, in der Erinnerung. Vielleicht geht in fünfzig Jahren ein Großvater mit seinen zwei Enkelkindern an der Hand aus dem U-Bahnhof Wutzkyallee zum Horst-Caspar-Steig und zeigt ihnen den Fuchs auf dem Fliesenbild, das dort hängt: »Den habe ich gemalt«, wird er seinen beiden Enkelinnen erzählen und zurückdenken an die Zeit, als er gerade in die dritte Klasse der Janusz-Korczak-Schule gekommen war. Und er wird sich erinnern an den unbändigen Stolz, den er empfand, als viele bewundernd auf den Fuchs und seine Welpen zeigten. »Die ganze Klasse hat damals bei dem Bild mitgemacht. Und als es fertig war, haben wir gefeiert!«



Schlange und Schmetterling

*Zweite Reise
nach
Fantasialand*

*Zwei Freundinnen
wollen die Pyramiden in
Ägypten sehen.
Dabei verschlägt es sie
in die Wüste,
wo sie kein Wasser finden.
Aber dann retten sie
einem Vogel
das Leben,
weil eine von beiden
sehr belesen ist.
Nach einer Idee
von Luise und Djuliano,
Elanur und Thamina.
Die Mund-zu-Mund-
Beatmung,
die dieser Geschichte
schließlich noch
ein glückliches Ende gibt,
war ein Vorschlag
von Thamina.*

Es war einmal ein kleiner Schmetterling, ein Feuerfalter-Weibchen, das auf den Namen »Mariposa« hörte. Das ist das spanische Wort für Schmetterling. Seine Eltern hatten einen Spanisch-Kurs an der Schmetterlings-Volkshochschule besucht und gaben damit gern ein bisschen an. Die anderen in der großen Schmetterlingsschar sollten ruhig mitkriegen, dass sie etwas für ihre Bildung taten. Auch mit Mariposa übten sie täglich. »Es ist wichtig, Sprachen zu beherrschen, meine Tochter«, mahnte Schmetterlingsmutter Simone, wenn Mariposa wieder einmal die Vokabeln nicht richtig gelernt hatte. »Sonst wirst du später für deine Kinder nicht sorgen können. Hier in Deutschland gibt es für uns immer weniger Nahrung. Dieses Jahr habe ich noch keine einzige Kornblume, keinen Mohn, keine Malve gefunden. Die Bauern setzen einfach zu viel Gift ein, wenn sie ihre Felder bearbeiten. Deine Tante ist vor einem Monat daran gestorben. Wenn du größer bist, wirst du auswandern müssen. Am besten nach Spanien, meine Cousine lebt dort, und der geht es besser als uns. Dafür musst du Spanisch lernen.«

Dass an den Worten ihrer Mutter etwas dran war, das wusste Mariposa nur zu genau. Und in die Welt hinaus wollte sie ohnehin. Aber warum sollte sie warten, bis sie groß war? Auch ihre beste Freundin, die Schlange Eva, eine schlanke Ringelnatter, war neugierig darauf, fremde Länder zu sehen. »Ägypten zum Beispiel«, schlug Eva eines Nachmittags vor, als Mariposa auf ihrer warmen Schlangenhaut Platz genommen hatte. »Lass uns nach Ägypten zu den Pyramiden reisen. Ich wollte die immer schon mal sehen.«

»Warum Ägypten?«, wollte Mariposa wissen. »Ich würde lieber nach Madrid, in die spanische Hauptstadt, fliegen. Dann kann ich endlich einmal Spanisch sprechen.«

Eva aber beharrte auf Ägypten. Sie hatte ein Buch über Paul Klee, einen berühmten Maler, gelesen, der vor vielen Jahren in Ägypten gewesen war und von dem dortigen Licht geschwärmt hatte. Das sah man auch seinen Bildern an. Besonders sein Bild »Ägyptische Reise« hatte es Eva angetan – sie fand es einfach zu schön! Und dieser Maler, der sah auch noch gut aus! Aber das musste Mariposa jetzt gar nicht alles wissen.

Eva war eine Leseratte, nein, eine Leseschlange muss man sagen. Sie lieh sich ein Buch nach dem anderen aus der Schmetterlings-





bibliothek aus und verschlang dabei Seite um Seite. Damit ist nicht gemeint, dass sie die Buchseiten auffraß – nein, sie konnte, weil sie im Lesen sehr geübt war, nur sehr schnell lesen und war immer hungrig auf neuen Lesestoff. Ihre Augen hatten dabei ein wenig gelitten. Beim Lesen musste sie eine Brille aufsetzen. Die anderen Schlangen, die neidisch darauf waren, was Eva alles wusste, nannten sie deshalb »Brillenschlange«. Das war gemein, aber Eva blieb cool und ließ solche Beleidigungen einfach an sich abprallen.

Zwei Wochen später machten die beiden sich heimlich auf den Weg. Niemandem hatten sie davon erzählt. Mariposa flog los und Eva hatte sich einen Billigflug bei Easy-Raven, einer von Raben gegründeten Fluggesellschaft, besorgt. Bei der Cheops-Pyramide, der ältesten und größten der Gizeh-Pyramiden in Ägypten, wollten sie sich treffen.

Drei Tage später sahen sie sich wieder. Mariposa war ziemlich erschöpft, sie war fast Tag und Nacht geflogen, um rechtzeitig anzukommen. Und nun war sie durstig, so durstig, dass sie glaubte, verdursten zu müssen. Eva ging es nicht anders – Schlangen brauchen Feuchtigkeit, und Eva war schon ziemlich ausgetrocknet. Aber um sich herum sahen sie nur staubige, trockene Wüste, nichts als Wüste. Nur ganz in der Ferne glaubte Mariposa Bäume zu erkennen, die aber merkwürdig in der flirrenden Luft zu schweben schienen. »Das sind Palmen, aber die stehen gar nicht dort, wo du glaubst, sie zu sehen. Das ist eine Fata Morgana!«, sagte die schlaue Eva, eine Luftspiegelung, die dem menschlichen Auge etwas vorgaukelt. »Die Palmen stehen in Wahrheit an einem ganz anderen Ort! Eher dort hinten!«

Und richtig, zwei Stunden später fanden die beiden einen Palmenwald, unter dessen Blätterdächern einige Wasserlöcher waren. Die meisten aber waren so staubtrocken wie die Wüste drum herum. Nur ein einziges Wasserloch barg noch wenige Tropfen, die die beiden gierig aufsaugten. Sie sahen auch Menschen in dem Palmenwald arbeiten, die riesengroße Nüsse vom Boden aufsammelten. »Kokosnüsse«, sagte Eva nebenbei. »Die enthalten Milch.« »Ich würde ja gern fragen«, meinte Mariposa, »ob mir jemand so eine Nuss aufbricht, aber wie soll ich das jemandem klarmachen? Ich spreche deren Sprache nicht! Was sollen wir bloß tun? Lange



werden wir nicht überleben, wenn wir nicht noch Wasser finden.« Sie war den Tränen nahe und spürte plötzlich ein heftiges Heimweh nach dem Rudower Wäldchen in Berlin, wo sie zu Hause war. Am liebsten hätte sie Eva die Schuld daran gegeben, wenn sie jetzt womöglich hier unter Palmen sterben müssten. Aber wir müssen zusammenhalten, dachte sie, sonst haben wir keine Chance zu überleben.

Eva hatte sich inzwischen unter ein abgefallenes Palmenblatt geringelt, sie war vor der sengenden Sonne in den Schatten geflohen. »Mariposa!«, rief sie plötzlich ganz aufgeregt. »Komm mal her! Schnell!« Unter einem abgebrochenen Palmenzweig lag eine halb tote Schwalbe, die offensichtlich fast erschlagen worden wäre. Sie lag auf dem Rücken, ihr Schnabel war geöffnet, aber sie atmete noch ganz schwach. Mariposa fühlte sich hilflos. Was sollten sie tun? Dem Vogel beim Sterben zusehen?

Da hatte Eva sich längst mit ihrem langen Schlangenhals aufgerichtet und beugte sich zur Schwalbe hinunter, um Mund-zu-Mund-Beatmung zu machen. Und tatsächlich: Nach einigen Minuten, in denen Eva alle Kraft aufbieten musste, um durchzuhalten, schlug die Schwalbe die Augen auf und sah als erstes das spitze, scharfe Gebiss einer Schlange vor sich. Erschrocken hüpfte sie auf ihre Füße, breitete die Flügel aus und wollte, obwohl sie noch ein bisschen benebelt war, gleich wieder davonfliegen.

»Halt!«, rief Eva. »Du schuldest uns was! Schließlich haben wir dich gefunden, und ohne mich wärst du hier krepirt. Irgendwann wäre eine Termitenkolonie vorbeigekommen und hätte dich sauber zerlegt, um dich aufzufressen!« Was Eva alles wusste, dachte Mariposa, Termiten, was war das denn nun schon wieder? Klang ein bisschen nach Ameisen, vielleicht hießen ägyptische Ameisen einfach Termiten. Fragen mochte sie jetzt nicht, es war einfach nicht der richtige Zeitpunkt dafür.

»Okay«, sagte die Schwalbe, »was kann ich für euch tun?«

»Du kannst uns zurück nach Deutschland bringen«, sagte Eva. »Diese Gegend hier ist einfach nichts für uns. Zu viel Wüste, zu wenig Wasser.«

»Oh, das passt aber schlecht«, wehrte die Schwalbe ab. »Ich bin doch schon auf dem Weg in den Süden. In Deutschland naht der

*Die Farbe hat mich. Sie hat mich
für immer, ich weiß das:
Ich und die Farbe sind eins.
Ich bin Maler. Paul Klee*

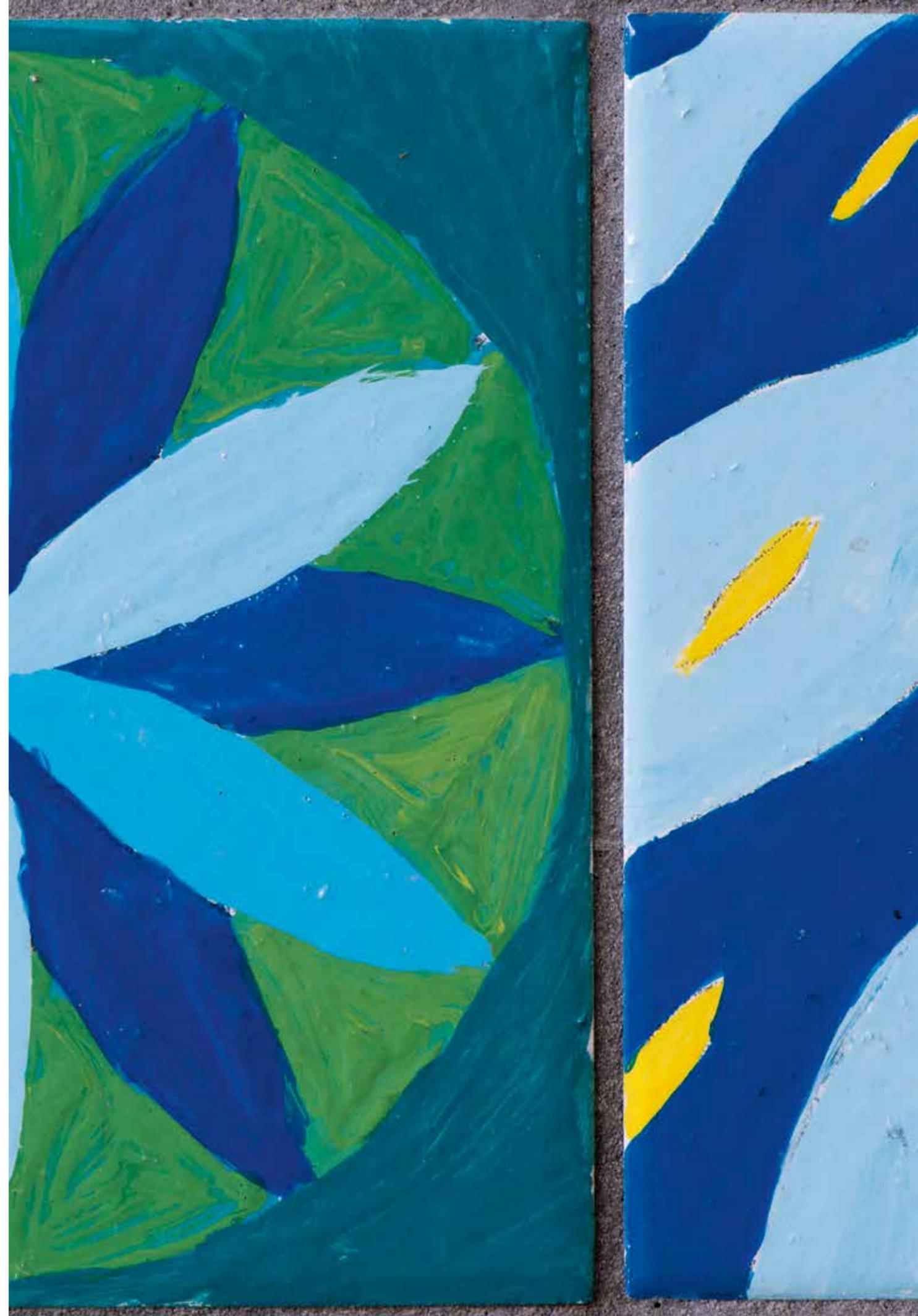
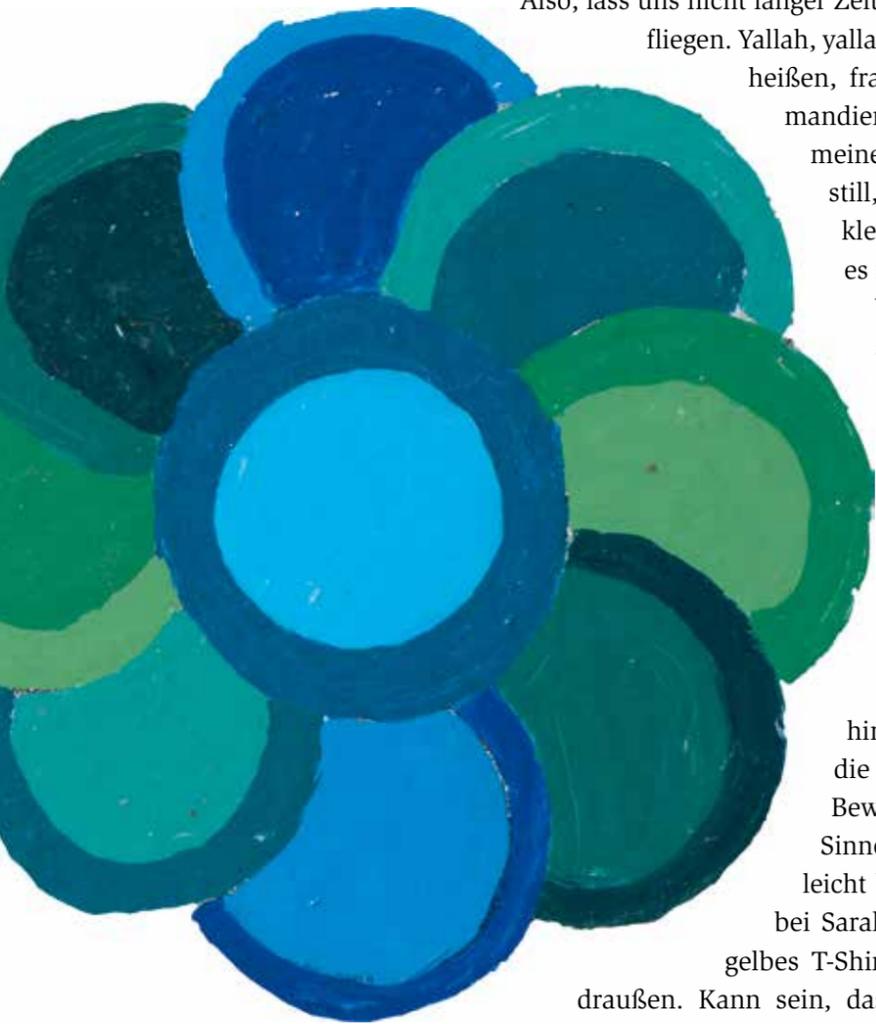
Herbst. Und wenn der mich mit seinen Stürmen und nächtlichen Frösten erwischt, dann komme ich nicht mehr rechtzeitig zurück in den Süden, wo ich mit meiner Familie überwintere.«

»Nützt nichts«, unterbrach Eva die Schwalbe kühl. »Es muss sein. Also, lass uns nicht länger Zeit verplempern, sondern endlich losfliegen. Yallah, yallah!« Was soll das denn schon wieder

heißen, fragte Mariposa sich. Aber da kommandierte Eva schon: »Mariposa, rauf auf meinen Rücken! Und du, Schwalbe, halt still, wenn ich mich jetzt in dein Federkleid kuschel. Da oben am Himmel ist es für mich nämlich zu kalt.«

Vierundzwanzig Stunden später sah ein Mädchen, das Sarah hieß und in die dritte Klasse der Janusz-Korczak-Schule ging, ein merkwürdiges Dreier-Gespann am Wildhüterweg landen: eine Schwalbe, aus deren Federkleid eine Schlange hervorkroch, die einen Schmetterling auf dem Rücken trug. Die Schwalbe hob sofort wieder ab und war bald hinter den Häusern verschwunden, die Schlange kroch in blitzschnellen Bewegungen hinüber zum »Garten der Sinne«. Nur der Schmetterling, der noch leicht betäubt zu sein schien, setzte sich bei Sarah auf die Schulter. Sarah trug ein gelbes T-Shirt, schließlich war es noch warm

draußen. Kann sein, dass der Schmetterling es für eine Sonnenblume hielt. Sarah schaute genau hin, wie der Schmetterling seine mit gelben und grünen Punkten geschmückten Flügel auf und zu klappte. Das muss ich mir merken, dachte sie, die Flügel sehen genau gleich aus. Nun weiß ich, wie ich meinen Schmetterling für das Fliesenbild am Durchgang der Wutzkyallee malen werde.





76a D

7.0

samir W

54

55

Mitreden heißt mitbestimmen

Wie Kinder die Redekunst erlernen

Wer etwas werden wollte im antiken Griechenland, musste gut reden können. Der junge Athener Demosthenes hatte nur eine dünne Stimme, aber er wollte unbedingt ein berühmter Redner werden, auch wenn ihn andere Gleichaltrige als »Schwächling« verspotteten. Er trainierte mit großer Beharrlichkeit seine Stimme. Und so stieg er dank seiner Redekunst vor fast 2400 Jahren zu höchsten Staatsämtern auf. Auch heute noch gilt: Es sind vor allem kommunikative Fähigkeiten, die über die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben entscheiden.

Irina aus russlanddeutscher Familie wünscht sich eine Lehrerin, »die uns etwas Vernünftiges beibringt und uns nicht einfach nur eine Eins gibt. Dann freuen sich zwar die Eltern, aber wir lernen nichts. Ich will aber nicht dumm landen!« Ihre Klassenkameradin Dalal hingegen möchte eine Lehrerin, die die Klasse einfach frei machen lässt. »Das ist mir wichtig, weil ich selbst entscheiden möchte.« Und Julia fordert eine Lehrerin ein, »die klug ist. Denn wenn sie nicht klug ist, macht es überhaupt keinen Sinn zu unterrichten.« Adnan hält nicht viel von weiblichen Lehrkräften. Er möchte einen Mann, der ihn unterrichtet, weil nur der »mir mehr beibringen kann.«

Alle drei sind in der dritten Klasse der Marienfelder Grundschule. Sie haben ein Kommunikationstraining absolviert, in dem eine von vielen Aufgaben darin bestand, einen »Wunschzettel LehrerIn« auszufüllen und die eigene Meinung zu begründen. Einige Wochen nach dem Training sind sie zu einer »Charme-Offensive« aufgebrochen: Vor Kitas in ihrem Quartier haben sie Eltern angesprochen und ebenso eloquent wie überzeugend für ihre Schule geworben. Die Lehrer hatten anfänglich Zweifel, ob man ihren Kindern diese Aufgabe zutrauen und zumuten könne – hinterher waren sie begeistert: Ihre Schüler erwiesen sich als erfolgreiche und glaubwürdige Botschafter der Schule. Positionen zu erläutern und zu begründen, das hatten sie im Training gelernt. Und dann wollten sie auch die Früchte ernten – nicht durch eine Note, sondern durch eine Erprobung im richtigen Leben.

Die Schüler und Schülerinnen zweier vierter Klassen in Moabit fühlten sich am Ende ihres Kommunikationstrainings in der Lage, die Diskussion mit Bundestagsabgeordneten zu suchen. Sie wussten, welche Parteien es gibt, was ein Hammelsprung ist und dass in der Demokratie die Mehrheit entscheidet, die Minderheit aber auch geschützt werden muss. Abgeordnete von den Grünen, von der SPD und von der CDU mussten sich ihren Fragen stellen – was macht man denn, wenn man nicht mit der Mehrheit stimmen will? Haben Sie schon einmal bedauert, sich für diesen Job entschieden zu haben? Warum soll man Sie wählen?

Im Wedding schwärmten die SchülerInnen einer dritten Klasse aus, um »Kooperationspartner« für die Erstellung ihres geplanten

Dass ich hier stehe und als Vertreter meiner Schule eine Rede halten darf, macht mich stolz, aber auch ein bisschen aufgeregt. Niklas



Fliesenbildes in zwei Kitas zu finden. Sie mussten ihr Anliegen vorbringen, ihren Wunsch begründen und um Unterstützung werben.

Kinder mit »Migrationshintergrund« gelten nicht unbedingt als Virtuosen der Sprachbeherrschung. Ihre Rechtschreibung ist selbst nach sechs Jahren Grundschulunterricht meist reparaturbedürftig, und Wortschatz, Sprachverstehen und Lesekompetenz sind bei einer überproportional hohen Zahl von ihnen förderungsbedürftig.

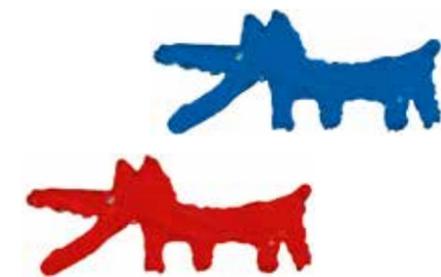
Dabei wissen sie sehr genau, wofür gutes Reden nützt – »zur Kontaktaufnahme«, »beim Bewerbungsgespräch«, »im Job«, »für gute Schulnoten«, sagen sie. Auch die sozialen Komponenten von Kommunikation sind ihnen bewusst – »um Freundschaften zu schließen«, »um andere verteidigen zu können«, »um mehr Aufmerksamkeit zu erhalten«, »um Probleme und Konflikte zu lösen«, »um sich nicht schämen zu müssen«, »um mit mehr Respekt behandelt zu werden«. Mehr als 30 solcher nützlichen Gründe für Kommunikationsfähigkeit haben die Siebtklässler der Sekundarschulen des Bildungsverbundes Gropiusstadt zusammengetragen.

Rhetorik ist an amerikanischen Highschools ein Unterrichtsfach, in England üben sich Schüler in Debattierklubs – im deutschen Bildungssystem fristet die Redekultur immer noch ein Schattendasein.



Dabei lernt man reden nur durch reden (Cicero). Es braucht konkrete Anlässe, in denen Schüler das Werkzeug Sprache einsetzen, dann gewinnen sie an Selbstvertrauen. Dann melden sie eigene Ansprüche an. Dann wollen auch sie eine aktive Rolle spielen. Zur Eröffnung der Fliesenbilder hält immer auch ein Schüler oder eine Schülerin eine kleine Festansprache – warum sollte dies den anwesenden Gästen, dem Führungspersonal aus Unternehmen, Schulen und Kommunalpolitik, allein überlassen bleiben? Aber vor einem großen Publikum zu reden, ohne ins Stottern zu geraten, ohne den Faden zu verlieren, ist noch einmal eine besondere Herausforderung: ein Akt der Emanzipation.

2010 war es Rojbin, acht Jahre alt und noch so klein, dass sie auf das Rednerpult gehoben werden musste, um das Publikum anschauen zu können. Selbstbewusst rief sie degewo durchs Mikrofon auf, Unterstützung für weitere Fliesenprojekte zu gewähren: »Wir würden jederzeit noch einmal ein ähnliches Projekt mitmachen. Dafür würden wir wieder viel Zeit, Energie und Fantasie einsetzen!« Khadidja und Tim erzählten in ihrer Rede davon, wie sie im Museum Berggruen entdeckt hätten, welche Techniken von Paul Klee gelernt werden konnten. Der Schüler Davor hat mit seiner fünften Klasse beschlossen, auch weiterhin bei dem Bemalen von Fliesen dabei zu sein, da bliebe immer Farbe übrig, die könnten sie prima für andere Aktionen gebrauchen. Niklas aus der sechsten Klasse lobte die Grundidee der Fliesenprojekte, Kinder »an der Verschönerung« des Bezirks zu beteiligen. Das solle man doch »über Berlin hinaus« beherzigen und nachmachen.



»Langeweile satt, zieh um nach Gropiusstadt!«

Wie Schüler ihr Viertel sehen



Die Kinder und Jugendlichen aus der Gropiusstadt, deren Eltern und Großeltern oft aus anderen Ländern, anderen Kulturen zu uns gekommen sind, fühlen sich in ihrem Stadtbezirk durchaus wohl, mag manch anderer Neukölln auch als »Problemkiez« bezeichnen. Wie sehen sie selbst ihr Quartier und seine Bewohner? Jedenfalls anders als Stadtplaner, Architekten und Wohnungsunternehmen – meist ziemlich unverblümt, frei von Mieterschutzgedanken und politischer Korrektheit.

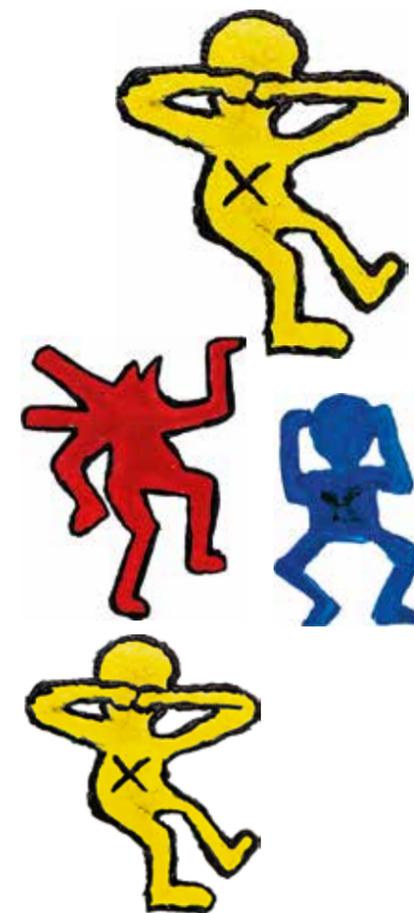


»Wir überragen alle« – dieser Spruch hing sichtbar an einem 30 Meter langen Transparent 2010 von einem Hochhaus am Zwickauer Damm herab. Das Wohnungsunternehmen degewo hatte ihn ganz oben an einem Balkon aufhängen lassen. Aber er stammte nicht aus der hauseigenen Abteilung für Unternehmenskommunikation, er war kein Selbstzeugnis des Wohnungsunternehmens, sondern ein doppeldeutiges Wortspiel, mit dem Schüler der umliegenden Schulen sich selbst auf die Schippe nahmen. Im Verlauf einer Schreibwerkstatt hatten sie knappe Slogans zur »Literarisierung« der Gropiusstadt erfunden, die Zeugnis davon ablegen, was und wie sie über ihren Stadtteil und seine Bewohner denken, zu denen sie selbst gehören. Dabei schrecken sie auch nicht vor ätzender Selbstkritik zurück: »Wer das lesen kann, wohnt nicht hier!«

Die Kunst der Ironie ist diesen Jugendlichen aus Familien »nicht-deutscher Herkunft« nicht fremd, ebenso wenig ein realistisches Selbst- und Fremdbild. Sie wissen genau, wie die Großsiedlung von Stadtsoziologen und Bürgern aus anderen Bezirken Berlins seit der 1978 erschienen Autobiografie von Christiane F. oft gesehen wurde – als »Problembezirk«, dessen »graue, gesichtslose Anonymität« ein Leben leicht abstürzen ließ, Drogenkarrieren und Kriminalität begünstigten. »Gropiusstadt: messerscharf«, höhnen sie in Anspielung auf die ihm zugeschriebene Gewaltbereitschaft.

Als »Problemkiez« lassen sie die Neuköllner Gropiusstadt nicht gelten, wohl aber sehen sie Probleme. Schlecht finden sie, wenn die Papierkörbe auf den Spielplätzen zumüllen. Schlecht finden sie die »Alkis«, die am Bat-Yam-Platz an der Flasche hängen. Schlecht finden sie, wenn Hinweisschilder mit Graffiti beschmiert werden, »unfair« sei das »gegenüber Menschen, die sich hier noch nicht auskennen.« Mit allen, die sich nicht an die Regeln des Zusammenlebens halten, gingen sie härter um als die in ihren Augen viel »zu weiche« deutsche Gesellschaft. Hundebesitzer, die – »trotz der Tüten, die es hier überall gibt!« – den Kot ihrer Tiere liegen lassen, würden sie zur Kasse bitten, kriminell gewordene »Ausländer« kommentarlos abschieben, und wer seine Miete auch nach ernster Ermahnung immer noch nicht zahlt, der wird vor die Tür gesetzt.

Die heutigen Kinder der Gropiusstadt halten sich nicht lange mit subtilen rechtsstaatlichen oder stadtsoziologischen Bedenken auf,



*Ich fahr nicht mehr in Urlaub,
ich hab Neukölln!«*

Gundula und Katja



sie wissen auch nichts von den Wohnungsnot der Nachkriegszeit und nichts davon, wie der Mauerbau 1961 die Verdichtung und eine höhere Bebauung der Siedlung befördert und die ursprünglichen Pläne von Walter Gropius durchkreuzt hat. Sie denken pragmatisch und erweisen sich als entschiedene Befürworter der »Raum sparenden« Wohntürme, in denen die meisten von ihnen leben. »Wir finden Hochhäuser gut. Sie nehmen wenig Platz weg und dennoch können viele Menschen darin wohnen.« Der Mangel an Farbigkeit, den degewo seit einigen Jahren mit bunten Balkons und Fassadenanstrichen behebt, stört sie nicht: »Grau ist das neue Pink!« Sie rühmen die »nette Nachbarschaft«, das viele Grün, das »ein entspanntes Miteinander von Jung und Alt« ermöglicht, die Kiezstreife, die für ein Gefühl der Sicherheit sorgt. Es sind »Vorzüge« wie diese, die viele Schüler morgens aus anderen Teilen des Stadtbezirks, die meisten aus Nordneukölln, in die Gropiusstadt fahren lassen, auch »weil die Schulen hier einen guten Ruf haben«. Gut, sagen sie, dass es hier so viele Schulen gibt. Das bringt Leben in die Gropiusstadt.

Viele von ihnen stammen aus so genannten »Transfer-Haushalten«. »Hartz, aber herzlich«, nennen sie ihr Leben. Auf Hartz IV möchte später keiner von ihnen angewiesen sein, Klagen über ihren sozialen Status hört man aber auch nicht. »Knapp bei Kasse? Gropius hat da Klasse!« Als diskriminierte »Armutsoffer« sehen sie sich nicht. Selbstbewusst sagen sie: »Was aus uns wird, hängt von uns ab, das wissen wir«. Dass sie es dennoch häufig an Zielstrebigkeit und Verlässlichkeit in der Schule missen lassen, wissen sie auch: »Schule für alle kostenlos. Für einige umsonst«, hieß einer ihrer Slogans im Literarisierungsprojekt.

Neukölln ist ihnen Heimat. Hier sind sie aufgewachsen, hier fühlen sie sich zu Hause. Sie schätzen das Zusammenleben vieler Kulturen, das bunte kulturelle Gemisch vieler Nationen: »Lieber Multi-Kulti als einheitliche Schrebergärten!« »Neukölln, du schmeckst wie eine Pizza«, hebt die poetische Liebeserklärung der 14-jährigen Hilal auf ihren Stadtteil an. »Du klingst nach vielen verschiedenen Sprachen. Du riechst nach einem Parfum, das es noch nicht gibt. Du siehst aus wie ein bunter Wandteppich. Du fühlst dich an wie ein Sonnenuntergang im Park.«





*Dritte Reise
nach
Fantasialand*



Der Drache Hans und der Teufel Brutzel

*Als der Teufel sein Reich
bis tief in die Gropiusstadt
ausdehnt, beschließen
die Engel im Himmel,
seinen Vormarsch zu stoppen.
Ausgerechnet der viel zu
kleine Drache Hans soll
in den Kampf gegen das Böse
ziehen – wie es scheint,
ein aussichtsloses Unterfangen.
Nach einer Idee von Luise
und Djuliano und Elanur und
Thamina. Dass der Drache
elternlos aufwuchs, verdankt
die Geschichte Djuliano,
der ihm auch den Namen
»Hans« gab und ihn
in den Kampf schickte.*



Brutzel war kein gewöhnlicher Teufel. Er war nicht nur teuflisch wie andere Teufel, nein, er verfügte über magische Kräfte. Die verlieh ihm der Pfeil, der sich seit seiner Geburt durch sein Herz bohrte. Brutzel war ein Teufel mit dem Zeug zum Zauberer. Das hatte ihn im Laufe der Jahre zum mächtigen Herrscher über das ganze große Teufelsreich werden lassen. Und das regierte er mit diktatorischer Gewalt. Wagte jemand, sich gegen ihn zu stellen, dann legte Brutzel die Hand auf sein Herz, murmelte eine Zauberformel und schon hatte er seinen Gegner in den Himmel wegge wünscht. Da konnte der Rebell mit den Engeln auf der Himmelsleiter sitzen und im Engelschor singen!

Für einen Teufel war das die schlimmste Strafe, die man sich denken konnte. Schließlich war jeder von ihnen an die Hitze der Hölle gewöhnt, an die vielen Streiche, die sie den Menschen spielen konnten – und nun, im Himmel sitzen und fromme Lieder singen? Da fiel mancher Teufel, der angetreten war, Brutzel vom Thron zu stürzen, auf die Knie und winselte um Gnade: »Bitte, mach mit mir, was du willst. Aber bitte, bitte, schicke mich nicht zu den Engeln. Ich langweile mich da oben zu Tode.« »Das sollst du auch!«, pflegte Brutzel in solchen Momenten zu sagen. »Hinfort mit dir!«

So vergingen die Jahre. Brutzel war älter geworden und sein Herrschaftsgebiet immer größer. Alle fürchteten ihn, er versetzte alles, was lebte, in Angst und Schrecken. Denn sein Appetit auf Macht und immer größere Macht war nicht geringer geworden.

Da wurde eines Tages unter einer hohen Eiche irgendwo auf einer der vielen Grünflächen der Gropiusstadt ein kleiner Drache geboren. Seine Mutter starb bei der Geburt. Und sein Vater Rex, ein mächtiger Feuer speiender Drache, hatte das Würmchen im Drachennest nur kurz beäugt, einmal verächtlich geschnaubt und sich dann aus dem Staub gemacht. Die Eiche ließ mit tiefer Missbilligung ihren Blätterwald rauschen. Aber Rex war ohnehin nicht scharf darauf gewesen, Vater zu werden, und nun auch noch das! Ein Drache, der viel zu klein war und so schwach, dass von ihm nichts Großes zu erwarten war. »Aus dem wird doch nie was!«, dachte der Vater. Er sollte sich täuschen.

Die Engel im Himmel, die sich schon lange ärgerten, dass Brutzel ihnen immer wieder diese unerbetenen teuflischen Fremden



hinaufschickte, die störten und stanken, um sich herum knufften und pufften und sich benahmen wie schlecht erzogene Kinder in den Klassenzimmern der Menschenschulen, hatten den kleinen Drachen genau im Auge. Jeder Engel hatte die Aufgabe, ein Lebensbuch über ein Wesen unten auf der Erde zu führen. Einmal wöchentlich tauschte sich die Engelschar in einer Teamsitzung darüber aus, ob sie bei irgendjemandem eingreifen müsste. Dafür gab es im Himmel eine Spezialtruppe, die Schutzengel.

Der kleine Drache war Elisas Schützling. Sie war die Jüngste unter den Engelinnen, aber so aufgeregt und empört über das Schicksal des kleinen Drachen, dass sie auf der nächsten Teamsitzung, kaum hatten alle ihre Sitze eingenommen, gleich losplatzte: »Der Arme ist ganz allein auf der Welt, ohne Mama, ohne Papa! Wir müssen unbedingt etwas für ihn tun!«, rief sie leidenschaftlich in die Runde und kassierte von dem Oberengel dafür einen strafenden Blick. Denn er hatte die Sitzung noch gar nicht eröffnet. Aber nachdem Elisa den Fall ausführlich dargestellt hatte, steckten die Engel tuschelnd die Köpfe zusammen, um zu beraten, was geschehen sollte. Sie wussten, dass die in den Himmel verbannten Teufel draußen an der Tür lauschten und die sollten nichts davon mitbekommen, was hier geplant wurde.

»Wir schicken einen Zaunkönig zu dem kleinen Drachen. Er soll unser Bote sein, der für Verständigung mit uns sorgt. Und als Erstes soll er ihm einen Namen bringen – nicht mal das hat sein Vater, dieser Tunichtgut, erledigt! Ich bitte um Vorschläge!«

Und so geschah es. Der Zaunkönig wurde losgeschickt und zwitscherte dem kleinen Drachen den Namen »Hans« ins Ohr. »Ich werde für dich sorgen«, versprach er. Und dann schaffte er Futter herbei. Zum Glück sind Drachen Pflanzenfresser, da konnte auch der Vogel für Nahrung sorgen. Aber er musste so viele Male am Tag hin und her fliegen, um Hans satt zu machen, dass er nach sechs Wochen vor Erschöpfung tot zu Boden stürzte. Die Engel bereiteten ihm ein schönes Begräbnis, mit Posaunen und Gesang, und zum Schluss legten sie ihm eine Ehrenmedaille aus Gold ins Grab. Bald würde der Zaunkönig als einer der ihren unter ihnen weilen.

Hans war gerettet. Er konnte nun für sich selbst sorgen, nur wachsen wollte er nicht so, wie es eigentlich für Drachen üblich

Vom **Feuer** ist der Mensch – ob erwachsen oder Kind – zutiefst fasziniert. In der griechischen Mythologie brachte Prometheus den Menschen das Feuer, er raubte es den Göttern und wurde dafür schwer bestraft: Zeus, der höchste Gott, lässt ihn an einen Berg ketten, wo zwei Adler ihm die Leber aushacken. Für den Menschen hingegen war das Feuer ein Geschenk – es brachte ihm Licht, Wärme und sicherte eine bessere und stetigere Ernährung.



war. Aber er machte jeden Tag ein anspruchsvolles Fitness-Programm auf dem sieben Kilometer langen Lauf- und Bewegungsparcours, den es in der Gropiusstadt gab. Und so wurde er, auch wenn er klein blieb, ein starker junger Drache, der sich seiner Kräfte sehr bewusst war.

Eines Tages, als er nach einem langen Hindernislauf erschöpft unter der großen vertrauten Eiche saß, setzte sich eine Blaumeise auf seine Schulter und flüsterte ihm ins Ohr: »Die Engel haben entschieden: Du wirst gegen Brutzel kämpfen. Hab keine Angst! Dir wird geholfen werden!«

»Au ja!«, wisperte die Eiche, die alles belauscht hatte, von weit oben: »Ich helfe dir! Es wird Zeit, dass dieser Diktator aus unserem Gebiet verschwindet!« In der Tat: Brutzel hatte inzwischen auch die Gropiusstadt erobert und eine Spur der Verwüstung durch das Quartier gezogen, Hochhäuser umgestürzt, Kinder durch die Straßen gejagt, Schulbusse gerammt und Bäume gefällt. Nur die alte Eiche hatte allen seinen Angriffen bisher erfolgreich getrotzt. Sie erzählte Hans alles, was sie über Brutzel wusste.

Und der machte sich auf den Weg in die Gropius Passagen, die Brutzel zu seinem Palast erklärt hatte. Klein, wie Hans war, schaffte er es, in unbemerkten Momenten an allen Wachen vorbei zu schleichen, bis er vor dem mächtigen Herrscher stand. Der war gerade dabei, an seinem Schreibtisch neue teuflische Pläne auszuhecken, als er Hans bemerkte. »Was willst du hier?«, schnaubte er ihn an. »Mach, dass du wegstommst! Du störst mich bei der Arbeit!«

Hans war höflich, vielleicht auch ein bisschen schüchtern und sagte mit leiser Stimme: »Ich soll gegen dich kämpfen« - und dabei spürte er, wie ihm die Angst den Rücken hochkroch. Aber er fuhr tapfer fort: »Die Engel haben es befohlen! Und dann tu ich das auch, denn sie haben mir das Leben gerettet! Sie haben mir einen winzigen Vogel, einen Zaunkönig geschickt und der hat ...«

»Papperlapapp«, fiel ihm Brutzel ins Wort. »Was gehen mich solche Geschichten an! Du kannst mir dienen, aber kämpfen werde ich mit dir nicht! Das wäre unter meiner Würde!«

Dienen, dachte Hans, das ist nicht mein Auftrag. Ich werde ihm zeigen, was ich will. Und er blies Brutzel einen Feuersturm ins Gesicht, der den Schreibtisch in Schutt und Asche legte. Brutzel



aber ließ das kalt, schließlich war er ein Teufel, und die sind an Feuer gewöhnt. Er trat auf Hans zu und sagte noch: »Nun gut, wenn du es nicht anders haben willst!« Und dabei griff seine Hand nach seinem Herzen.

Hans wusste, was diese Geste zu bedeuten hatte, die Eiche hatte ihn gewarnt. Und blitzschnell schoss sein starker Schwanz hervor, legte sich wie ein Lasso um Brutzel, sodass dieser mit beiden Armen eingeklemmt war, und schleuderte ihn durch die gläserne Fassade der Gropius Passage, bis hinauf in die Eiche, die »Hurra!« schrie, als Brutzel bei ihr landete. Sie ließ einen ihrer tonnenschweren Äste abbrechen und mit voller Wucht auf den Diktator stürzen. Der röchelte, zog mit letzter Kraft den magischen Pfeil aus seinem Herzen und schleuderte ihn dorthin, wo Hans zuletzt gestanden hatte. Dann war der Teufel tot.

Hans aber empfand keine Freude, keinen Stolz, er spürte nur einen eigentümlichen Stich im Herzen und merkte, dass böse Gedanken Besitz von ihm ergriffen. Elisa, die oben im Himmel aufgeregt alles verfolgt hatte, rannte aufgelöst zum Oberengel: »Brutzel hat den magischen Pfeil auf Hans geschleudert. Der sitzt nun in seinem Herzen. Und Hans wird jetzt wie Brutzel werden, wenn wir nichts tun!« Der Oberengel warf ihr wieder einen strafenden Blick zu, denn er hatte sich gerade zu einem Mittagsschläfchen hinlegen wollen und, müde, wie er war, brauchte er einige Sekunden, bis er reagieren konnte: »Nun gut, dann schick Hans' Mama nach unten. Sie ist in der Schutzengel-Truppe, sie wird wissen, was zu tun ist.«

Und so sah Hans seine Mama wieder. Schon bei ihrem Anblick waren alle bösen Gedanken aus seinem Herzen verjagt. »Ich werde jetzt den Pfeil aus deinem Körper ziehen«, sagte sie und nahm ihn ganz fest in den Arm. »Es wird wehtun. Und das ist nicht alles: Du wirst sterben dabei, anders wirst du Brutzels böses Erbe nicht los. Willst du das? Ich werde nichts ohne dein Einverständnis tun.«

Was meint ihr, wie Hans sich entschieden hat? Seine Mutter hat den Pfeil entfernt, Hans fiel tot um und nun sind sie für alle Zeiten oben im Himmel vereint.

Aber auch auf der Erde hat man ihn nicht vergessen. Sein Bild hängt, auf eine Fliese gemalt, in einem Hauseingang am Horst-Caspar-Steig in der Gropiusstadt.



Local Player

Wie der Bildungsverbund
das Gebiet verändert

*Fragt man die Schüler
der Gropiusstadt, worauf es
»im Leben« ankommt,
dann steht »Teamfähigkeit«
ganz weit oben.
Das Wort klingt sportlich und
ist ihnen vom Fußball vertraut.
Als Teamplayer einer
Mannschaft agieren auch
die Schulen im Gebiet.
Sie haben sich zum Bildungs-
verbund zusammengeschlossen
und arbeiten gemeinsam an
der Gestaltung des Viertels –
nicht nur mit Fliesenbildern.*



Irem will eigentlich »Privatärztin« werden, denn die, sagt Irem, »verdient viel Geld!« Als sie erfährt, dass man dafür das Abitur und ein längeres Studium braucht, ist sie erschrocken. Den mittleren Schulabschluss, den traut sie sich »vielleicht noch« zu. Aber so viele Jahre studieren? Da will sie dann doch lieber Kosmetikerin werden, wie ihre Tante: »Da kommen Frauen in ihre Wohnung. Und die verdient damit auch genug Geld.« Ob die Tante denn auch Steuern zahle, will einer aus der Klasse wissen. Steuern? Das Wort kennt Irem nicht. Mesut erklärt es. »Nein«, sagt Irem, »Steuern zahlt meine Tante bestimmt nicht. Wäre ja auch ungerecht. Warum soll sie etwas abgeben von dem Geld, das sie verdient?«

Einen regulär Erwerbstätigen gibt es häufig in den Familien vieler dieser Kinder nicht. Es fehlt ihnen deshalb an Wissen, an Vorbildern, an einem Lotsen, der ihnen das erfolgreiche Ankommen in dieser Gesellschaft, mit ihren Normen und Werten, Rechten und Verpflichtungen, ermöglicht. Diese Integrationsaufgabe lastet in bedrängten Gebieten fast ausschließlich auf den Schulen.

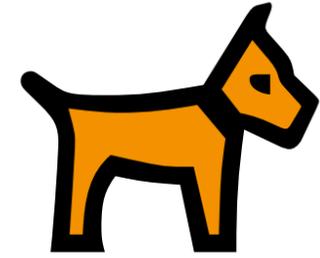
Irems Familie ist vor Jahren aus dem Libanon nach Deutschland gekommen. Die globale Migrationswelle, die unsere Städte, unsere Ökonomien und unser gesellschaftliches Leben verändert, ist längst auch in der Gropiusstadt angekommen. Die Schulen in schwierigen Gebieten sind die Ersten, die zu spüren bekommen, was das bedeutet. In ihren Klassenzimmern sitzt eine multikulturelle Schülerschaft mit häufig sehr patriarchalischen Rollen- und Geschlechterbildern, bestenfalls geringen Kenntnissen über die Wege und Zugänge zu einem erfolgreichen Berufsleben, oft eher begrenzter Lernmotivation und, wie ihre Lehrer sagen würden, viel zu oft mit einem »mangelnden Regelbewusstsein« ausgestattet. Als attraktiver Arbeitsplatz für dringend gesuchte Lehrkräfte gelten solche Schulen daher meist nicht.

Vor der Fülle an Schwierigkeiten kapitulieren manche Kollegien. Oder sie schreiben Brandbriefe an den Senat, weil sie sich im Stich gelassen fühlen in der Bewältigung einer Aufgabe, die in gesamtgesellschaftlicher Verantwortung liegt. In der Gropiusstadt sind die Schulleiter einen anderen Weg gegangen. Sie wollten handeln, nicht klagen. 2008 haben sie sich zum Bildungsverbund zusammengeschlossen. Sie machen gemeinsam Schule. Sie unterstützen



Gropiusstadt: Jeder Frosch kann zu einem Prinzen werden!

Aseña, Dalaila, Sebastian



einander. Sie besuchen erfolgreiche Schulen in anderen Bundesländern und arbeiten an Qualitätsmaßstäben – was ist eine gute Schule? Sie diskutieren, wie man die Übergänge, von der Kita in die Grundschule, dann auf die weiterführende Schule, erleichtern kann. Sie schließen sich zu Aktionen oder Projekten zusammen – Literaturwettbewerbe, Fliesenbilder, Tage der Naturwissenschaften; sie kooperieren mit Universitäten, Unternehmen, und Quartiersmanagement. Sie schaffen innovative Strukturen – Teamarbeit der Lehrkräfte, Steuerungsunden der Schulleitung, rhythmisierten Ganztagsbetrieb, Ziel- und Bilanzgespräche mit Schülern und Eltern. Sie lernen voneinander. Das sorgt für Weiterentwicklung.

Den Anstoß zum Bildungsverbund gab das Wohnungsunternehmen. Es hatte festgestellt, dass die Qualität der Schulen über Verbleib oder Wegzug bildungsorientierter Familien entscheidet. Eltern wollen Schulen, an denen ihren Kindern eine Zukunftsperspektive mitgegeben wird. Wer die Gropiusstadt verlassen hat, traute es den dortigen Schulen offensichtlich nicht zu, aus denen nachmittags lärmende Scharen dunkelhaariger Kinder wie Irem, Habiba, Ramadan oder Göksu strömen. Sie stellen an den Schulen nicht nur dieses Quartiers inzwischen die Mehrheit. Von ihnen hängt unser aller Zukunft ab.

Wir können es uns nicht leisten, sie für das Bildungssystem zu verlieren. Sie werden gebraucht. Viele Dienstleistungsunternehmen, die mit einer multikulturellen Kundschaft zu tun haben, sind händeringend auf der Suche nach Auszubildenden, die Vielfalt verbürgen – und die entsprechenden Voraussetzungen mitbringen. Darüber entscheidet das Rüstzeug, das sie an der Schule erhalten.

Die Schulen im Bildungsverbund wissen um diese Verantwortung. Um ihr gerecht zu werden, brauchen sie Unterstützung – Kooperationen mit Unternehmen, die bereit sind, Verantwortung für die nächste Generation wahrzunehmen. Dann eröffnen sich für die Schüler völlig andere Lernräume, dann erkennen sie, dass schulisches Wissen lebenspraktische Bedeutung hat. Dass der Dreisatz gebraucht wird, wenn man Mietsteigerungen berechnen will. Dass Kommunikationsfähigkeit eine Schlüsselkompetenz im Kundenverkehr eines T-Shops ist. Dass Empathie in einer Pflegeeinrichtung vom Personal gefordert ist. Und dass ein erfolgreicher Einstieg

ins Berufsleben Höflichkeit, Verlässlichkeit und Disziplin verlangt. Wer seine Unzuverlässigkeit durch etliche Fehlstunden im Zeugnis dokumentiert, hat bei den Personalleitern keine Chance. Wenn Schüler das bei praktischen Aufgaben in Unternehmen erfahren, entsteht bei ihnen oft auch eine völlig veränderte Lernmotivation.

Drei Sekundarschulen des Bildungsverbundes haben zusammen mit degewo, dem Gesundheitsunternehmen Vivantes und der Deutschen Telekom 2011 die Zukunftsakademie Gropiusstadt gegründet. Sie wollen die Berufsbefähigung der Schüler steigern und die bisher oft noch holprige Zusammenarbeit zwischen Schulen und Unternehmen professionalisieren. In Kooperationskonferenzen diskutieren Unternehmensmitarbeiter, Auszubildende, Schulleiter und Lehrkräfte über eine Optimierung des Praktikums und die Verankerung von Kommunikationsfähigkeit im Curriculum – was erwarten die Unternehmen von der Schule, was erwartet die Schule von den Unternehmen? Sie veranstalten gemeinsame Unternehmenstage, Berufsorientierungs-Camps und Talente-Workshops. Die praktische Durchführung obliegt in allen drei Unternehmen den Auszubildenden. Sie sind die »Lernpaten« der Schüler, und sie wachsen an dieser Aufgabe. Beide Seiten, Schulen wie Unternehmen, profitieren von der Zusammenarbeit.

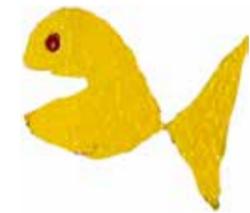
Auf der Suche nach neuen Antworten auf Probleme, die sie mit vielen anderen Schulen auch außerhalb des Quartiers teilen, hat der Bildungsverbund den Blick über den eigenen Zaun geweitet, sich geöffnet und Verantwortung für das Quartier übernommen. Er ist sich seiner Rolle als entscheidender Player in der Gebietsentwicklung bewusst. Dieser Pionierstatus ist attraktiv, der Kreis seiner Teilnehmer kontinuierlich gewachsen. Gemeinsam gestalten sie eine reiche Bildungslandschaft – führen Grundschule und Sekundarschule zu einer Gemeinschaftsschule zusammen, eröffnen ein Jugendforschungszentrum und arbeiten mit Universität, Kommunalpolitik, mit Studenten, Schülern und Bewohnern an einem Campus.

Irem, übrigens, will nach ihrer Teilnahme an einem Berufsorientierungs-Camp bei Vivantes Gesundheits- oder Altenpflegerin werden. »Und Steuern zahl ich dann auch«, versicherte sie in der Auswertungsrunde. »Ich verdiene dann ja gut.«



Die eiserne Maske

Vierte Reise nach Fantasia-land Die Kleine Seejungfrau wollte nicht warten, bis sie aus der Tiefe des Meeres emporsteigen dürfte, um endlich einen Blick auf die Welt oberhalb des Meeresspiegels tun zu können. Sie wusste, wie gefährlich das war, und dennoch schlich sie eines Nachts aus dem Meeresschloss davon. Ihre Familie sah sie nie wieder. Nach vielen Jahren wurde sie nach China verschlagen. So lautete die Kurzfassung, die Luise und Djuliano und Elanur und Thamina vorschlugen. Djuliano wollte, dass die Kleine Seejungfrau »Birgit-Patrizia« heißt, ihr späterer Ehemann »Galileo«.



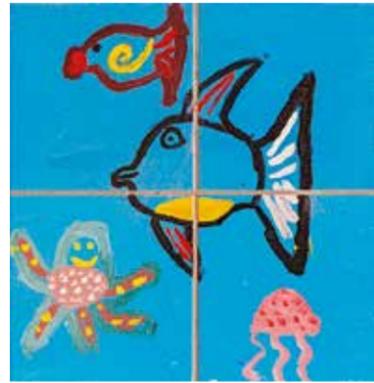
Kennt ihr die Geschichte von der kleinen Seejungfrau? Die jüngste Tochter des Meereskönigs war schöner als seine anderen fünf Töchter, sie war die Schönste. Ihre Haut schimmerte wie Seide und ihre Augen waren so leuchtend-blau wie der Himmel an strahlenden Tagen über der See, in der sie lebte. Aber ebenso wie alle anderen hatte sie keine Füße, sondern an ihrer Stelle einen Fischschwanz.

Die sechs Prinzessinnen hatten tief unten im Wasser einen kleinen Garten, in dem sie Korallen pflanzten, Muscheln auslegten und mit bunten Fischen Versteck spielten. Aber je älter sie wurden, desto enger erschien ihnen ihre Welt, und sie lagen ihren Eltern in den Ohren, dass sie endlich einmal vom tiefen Meeresgrund emporsteigen wollten, um die große weite Welt anzuschauen. Das hatten Vater und Mutter streng verboten, sie fürchteten um das Leben ihrer Töchter. Erst wenn sie 15 Jahre alt wären, dürften sie eine Nacht lang auf den Klippen des Meeres sitzen, Schiffe vorbeiziehen sehen und den Lichterglanz der Städte erblicken.

Bei der Ältesten war es bald so weit. Aber bei mir, stöhnte Birgit-Patrizia – so hieß die kleine Seejungfrau –, wird es noch mehr als fünf Jahre dauern, bis ich an der Reihe bin. Eine Ewigkeit! Sie quengelte und drängelte, früher nach oben zu kommen, aber die Eltern ließen sich nicht erweichen.

Birgit-Patrizia war ein ungeduldiges Mädchen. So lange wollte sie auf keinen Fall warten! Wer weiß, was dann mit ihr wäre? Manchmal konnte man selbst in den Tiefen ihrer Meeresheimat die Geräusche großer Schiffe hören, die mit Riesennetzen den Meeresgrund abfischten. Vor Kurzem war ihr engster Freund, der Orca-Hai Mahmut, ihnen ins Netz gegangen. Er hatte wild um sein Leben gekämpft, bis sich das Wasser rot gefärbt hatte und Schweigen herrschte. Birgit-Patrizia hatte zwei Monate lang um ihn getrauert und dann einen Entschluss gefasst. Sie würde fliehen, ihre Familie verlassen. Es brach ihr fast das Herz, wenn sie daran dachte. Aber sie wollte das Leben kennenlernen und nicht länger darauf warten.

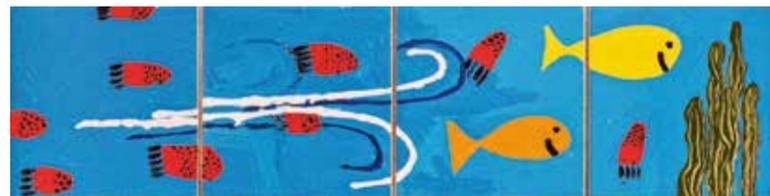
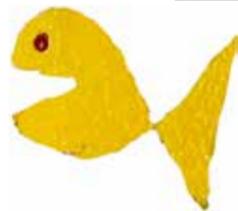
Eines Nachts, als alle schliefen, schlich sie auf ihrer Schwanzspitze aus dem Schloss und ruderte mit ihren Armen und dem Schwanz kräftig nach oben, immer dorthin, wo das Wasser heller wurde. Und als sie endlich auftauchte, musste sie die Augen schließen, so geblendet war sie von dem Licht um sich herum, obwohl



es Nacht war. Von der Küste schickten unzählige Lampen ihr Licht aufs Meer, hell erleuchtete Häuser säumten den Strand und große Kreuzschiffe lagen draußen auf dem Wasser vor Anker. Der Lärm, den sie machten, schmerzte in den Ohren der kleinen Seejungfrau. Zum ersten Mal registrierte sie, wie still es im Vergleich dazu in den Meerestiefen meistens war. Auf den Kreuzschiffen war Party, Birgit-Patrizia wusste gar nicht, was das ist, aber neugierig lauschte sie der Musik, die herüber tönte, dem Gelächter der

Menschen, dem Klirren der Gläser.

»Ach, könnte ich doch bei ihnen sein. Ich wüsste so gern, wie sie reden, wie sie sich kleiden, wie sie sich bewegen!« Aber sie war vernünftig genug, sich nur auf einige Klippen in der Nähe des Ufers zu setzen und von dort aus das Treiben zu beobachten.

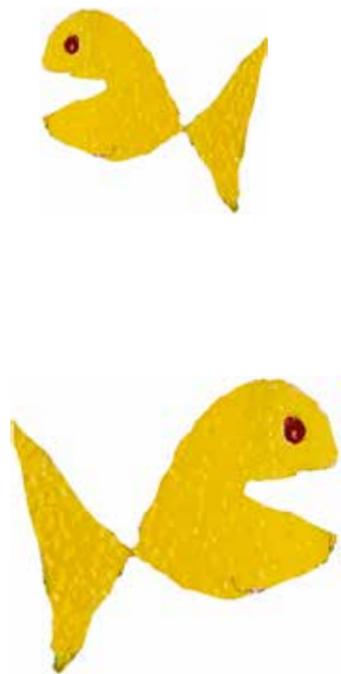


Kaum hatte sie sich niedergelassen, spürte sie etwas Hartes, Kaltes unter der Hand, mit der sie sich abstützte. Sie griff danach und hielt eine eiserne Maske in den Händen, weiß wie Schnee, mit Schlitz für Augen und den Mund. Wofür soll die wohl gut sein?, fragte sie sich. Und neugierig, wie sie war, setzte sie die Maske auf. Da durchfuhr sie ein Feuerstrom, so heiß, dass sie dachte, sie würde verbrennen. Sie versuchte, sich die Maske wieder von ihrem schönen Gesicht zu reißen, aber vergeblich: Die Maske saß fest wie eine zweite Haut.

Ganz erschrocken wollte sie sich wieder ins vertraute Wasser gleiten lassen, nach Hause eilen, um Hilfe zu erbitten. Aber bevor ihr das gelang, fiel sie in einen tiefen Schlaf. Meeresgeister erschienen ihr in ihren Träumen, die sie verhöhnten: »Du konntest doch nicht warten wie deine Schwestern. Du wolltest doch anders sein als sie. Nun bist du es!« Und dann verschwanden sie wieder. Sie

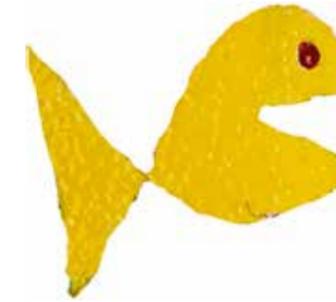


»Weit draußen im Meere ist das **Wasser** so blau wie die Blätter der schönsten Kornblume und so klar wie das reinste Glas. Aber es ist sehr tief, tiefer als irgendein Ankertau reicht.« So fängt das wunderbare Märchen des dänischen Autors Hans Christian Andersen über »Die kleine Seejungfrau« an. »An der allertiefsten Stelle liegt des Meereskönigs Schloss. Der Meereskönig hatte sechs schöne Kinder, die kleinen Meerprinzessinnen. Die Jüngste war die schönste von allen.«



träumte von Mahmut, dem Orca-Hai, und seinem Todeskampf, sie sah ihren Vater, ihre Mutter und ihre Schwestern vor sich, die weinend nach ihr suchten, bis das ganze Meeresschloss in tiefe Trauer versank. Einmal kamen die Luftgeister zu ihr und erzählten ihr im Traum, dass schon alle ihre Schwestern auftauchen durften und die Welt der Menschen gesehen hatten. Wundersame Dinge wussten sie zu berichten, und selbst im Traum verspürte die kleine Seejungfrau die Sehnsucht, die sie vor langer Zeit bis auf diese Klippen gebracht hatte.

Hundert Jahre währte ihr Schlaf. Oft waren ihre Schwestern beim Geisterchef gewesen und hatten um Hilfe gebeten. Von ihm hatten sie erfahren, was passiert war. Er war es, der die kleine Seejungfrau bestraft hatte. Die Schwestern flehten ihn an, sie wieder erwachen zu lassen. Aber erst musste jede von ihnen ihm zwanzig Jahre dienen, dann war er bereit, Birgit-Patrizias Traumzeit zu



beenden. »Aber wiedersehen werdet ihr sie nicht, das ist der Preis«, sagte er. »Sie ist keine mehr von uns Meereswesen.«

Die kleine Seejungfrau schlug die Augen auf und, oh Wunder, mit einem Ruck konnte sie auch die Maske entfernen. Aber wo war sie jetzt? Sie sah hohe Berge um sich herum, Menschen in Pluderhosen, die achtlos an ihr vorbeieilten, merkwürdige Tempel, in die hinein und aus denen heraus Männer ohne Haare in orangefarbenen Kutten gingen. Ein tiefer Gong ertönte und plötzlich stand einer dieser Männer vor ihr und half ihr aufzustehen. Das geht nicht, wollte sie ihm sagen, ich kann nicht ruhig auf meinem Schwanz wie du auf deinen Füßen stehen. Aber da sah sie an sich hinunter – sie hatte Füße da, wo vorher ihr Fischschwanz gewesen war. Was war bloß mit ihr passiert?

Der Mann erklärte ihr, dass sie in Huishan sei, einer Stadt im Westen Chinas. »Du musst einen langen Weg hinter dir haben«, meinte er, »denn du bist hier, am Wegesrand, eingeschlafen. Komm



mit mir in den Tempel, ich gebe dir etwas zu essen und zu trinken.« Birgit-Patrizia ging mit ihm, die Maske nahm sie an sich und versteckte sie unter dem weiten Kleid, das sie umhüllte. »Nun bin ich wohl in der Welt der Menschen angekommen«, dachte sie.

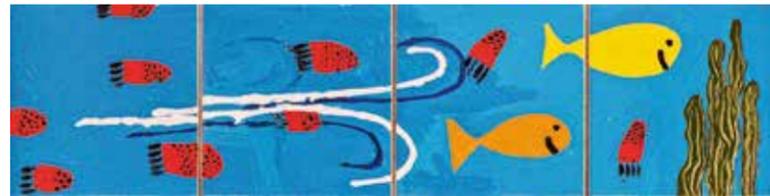
Viele Jahre lebte sie in Huishan. Glücklicherweise war sie nicht. Sie hatte sich immer gewünscht, unter den Menschen zu sein, aber nun vermisste sie die Heimat, das Meer, ihre Eltern und ihre Schwestern. Die Maske hing über ihrem Bett, die kleine Seejungfrau konnte sich nicht von ihr trennen, warum wusste sie auch nicht. Sie war wie ein Zeichen aus einer längst vergangenen Zeit, an die sie keine richtige Erinnerung hatte. Aber oft kam es ihr vor, als ginge von der eisernen Maske ein böser Geist aus, der sie unglücklich machte.

Eines Tages entschloss sie sich, die Maske zu zerstören. Sie entfachte ein Feuer im Ofen, warf die Maske hinein, die lange glühte, bis sie zu einem kleinen Klumpen zusammenschmolz. Fortan ging



es Birgit-Patrizia besser. Sie zog weit weg, an die Küste des Südchinesischen Meeres, lernte einen jungen Mann kennen, der sie heiratete und mit dem sie sechs kleine mandeläugige Töchter hatte. Ihr Mann war Mathematiker und Physiker. Er hieß Galileo, ein ungewöhnlicher Name für einen Chinesen. Aber seine Vorfahren waren vor vielen Hundert Jahren aus Italien geflüchtet. Damals herrschte eine mächtige Kirche in Europa und die hatte den Ur-Ur-Ur-Urgroßva-

ter, einen berühmten Physiker, Entdecker und Erfinder, bestraft. Er hatte herausgefunden, dass die Erde um die Sonne kreist und nicht, wie die Kirche behauptete, die Sonne um die Erde. Das gefiel dem Papst und seinen Beratern nicht, und Galileo Galilei wurde unter Hausarrest gestellt. Seine Brüder flohen mit ihren Familien nach China und nannten fortan immer den ältesten Sohn der Familie



Galileo - zu Ehren des berühmten Vorfahren.

Galileo und der Kleinen Seejungfrau ging es gut miteinander. Natürlich hieß ihr Sohn Galileo, seine vier mandeläugigen Schwestern aber erhielten chinesische Namen. Sie hießen Li, Lu, Lin und Lee. Birgit-Patrizia war glücklich, sie hatte längst vergessen, woher sie gekommen und wer sie einst gewesen war. Nur nachts trieb eine unerklärliche Sehnsucht sie oft hinaus an den Strand. Dort setzte sie sich auf einen Felsen und lauschte den Stimmen, die sie zu hören glaubte, wie sie aus der Tiefe des Wassers zu rufen schienen: »Kleine Seejungfrau! Komm zurück!« Und manchmal glaubte sie, ein Bild vor sich zu sehen - eine Seejungfrau, mit Blumen im Haar, einer Perlenkette um den Hals und einem grün-blau gestreiften Fischschwanz. Wie merkwürdig, dachte sie verwundert, fröstelte dann ein bisschen, zog die Strickjacke enger um sich und eilte nach Hause in ihr warmes Bett.



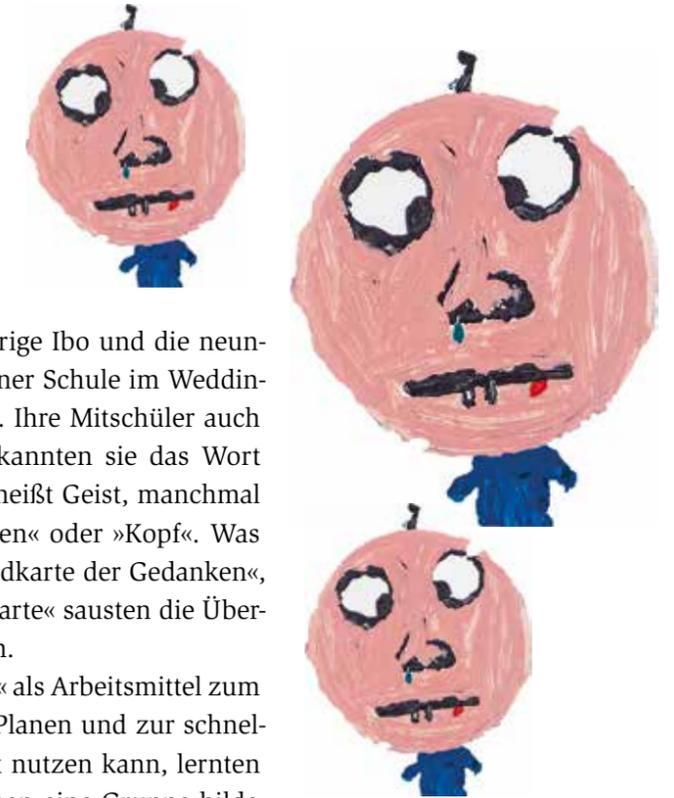


Granada St. 1-2-3-4-5

Nachahmung empfohlen

Wie Kinder lebenspraktische Fähigkeiten erwerben

Wenn sie ein wichtiges Ziel vor Augen haben, können selbst neunjährige Grundschüler Aufgaben bewältigen, die man ihnen meist nicht zutraut. Vor allem, wenn ihnen dabei Verantwortung für das Gelingen übertragen wird und sie mit der Welt außerhalb der Schule zu tun haben. In diesem Fall wollten sie ein Fliesenbild erstellen. Aber davor lag eine ganze Reihe von Aufgaben: den Kiez erkunden, Interviews führen, Preise recherchieren, Kostenpläne aufstellen, Kooperationspartner gewinnen und eine Veranstaltung organisieren. Und bei allen kam es nur auf sie an, was daraus wird. Zutrauen beflügelt.



Eine Mindmap? Davon hatten der zehnjährige Ibo und die neunjährige Isil, beide aus der vierten Klasse einer Schule im Weddinger Brunnenviertel, noch nie etwas gehört. Ihre Mitschüler auch nicht. Aber aus dem Englischunterricht kannten sie das Wort »map« - Landkarte. »Mind«, erfuhren sie, heißt Geist, manchmal auch »Bewusstsein«, »Verstand«, »Gedanken« oder »Kopf«. Was könnte also eine Mindmap sein? Eine »Landkarte der Gedanken«, eine »Kopfkarte«, eine »Bewusstseinslandkarte« sausten die Übersetzungsvorschläge durch den Klassenraum.

Wie man die Technik des »mindmapping« als Arbeitsmittel zum Aufschließen eines Themengebietes, zum Planen und zur schnellen Verständigung bei einer Gruppenarbeit nutzen kann, lernten sie jetzt. Jeweils vier Schüler, die zusammen eine Gruppe bildeten, erhielten ein großes weißes Blatt Papier, auf das in der Mitte ein Kreis gemalt und mit dickem Filzstift beschriftet wurde: »Mein Kiez«. Den hatten die Schüler vorher schon auf dem Stadtplan ihres Viertels studiert, die Straße identifiziert, in der sie wohnen, und mit farbigen Punkten ihre Schule markiert, die Bibliothek, die sie gerade besucht hatten, das Kundenzentrum degewo und das in ihrer Nähe befindliche Quartiersmanagement. Die meisten von ihnen lernten dabei zum ersten Mal in ihrem Leben, wie man einen Stadtplan liest und Wege darauf nachverfolgt.

Jetzt sollten sie, von dem Zentrum »Mein Kiez« ausgehend, auf dem Blatt Papier Linien ziehen und darauf Orte verzeichnen, die sie kennen - das waren die ersten Verzweigungen der Baumstruktur, die dabei nach und nach entstand. Feinere Verästelungen ergaben sich durch die Nutzungsbedingungen, Attribute und Assoziationen, die sie mit diesen Orten verbanden: Das »beste Eis«, »da war meine Kita«, die »Koranschule«, der Spielplatz mit »lauter geilen Geräten«, das Nanu Nana, vor dem »ich mich nach der Schule mit meiner Freundin treffe« oder der Park, »dort gibt es so schöne Rosen, die duften.« So präsentierten und erläuterten sie vor der Klasse ihre jeweilige Mindmap. An den Überschneidungen, die sich dabei zeigten, registrierten sie, wie geeignet ein solches Instrument war, um einen ihnen allen bekannten Ort in ihrem Kiez für ihr geplantes Fliesenbild auszumachen. Sie hatten eine neue Technik erlernt, auf die sie ganz besonders stolz waren, als sie erfuhren,





dass diese auch in Unternehmenskonferenzen eingesetzt wird. Es war ein kleiner Schritt im Rahmen eines umfangreichen Erwerbs von Fähigkeiten zum Projektmanagement, das man gemeinhin Kindern dieses Alters nicht zutraut. Warum eigentlich nicht? Am Ende winkte ein von allen gestaltetes Fliesenbild oder, im Antragsdeutsch: eine partizipative Mitgestaltung des Wohnumfeldes.

Als Ibo, Isil und ihre Mitschüler, fast ausschließlich Kinder aus Migrantenfamilien, das erste Mal von dem Auftrag eines Fliesenbildes hörten, hätten sie am liebsten gleich mit dem Bemalen von Fliesen losgelegt – aber leider standen vor diesem finalen Akt noch zahlreiche Aufgaben an.

So schwärmten die Schüler in den Obi-Baumarkt aus, um Preise zu recherchieren und die Ergebnisse ihrer Nachforschungen in einem Protokoll festzuhalten. Das Fliesenbild, das wussten sie, würde entweder an einer Hauswand hängen, einen Durchgang zieren oder einen großen Platz schmücken. Für den »Innenbereich«, für Küche und Bad geeignete Fliesen kamen dafür nicht in Frage, das entdeckten sie im Obi bei genauerer Lektüre der Etiketten auf den Fliesenpaketen. Endlich fanden sie Paletten mit dem Wort »Außenbereich«. Sie notierten Preise und Mengen der in den einzelnen Paketen befindlichen Fliesen, es waren Angaben, die sie brauchten, um später Fliesenanzahl und Kosten für ihr Bild zu berechnen. Farben – blau, gelb, rot, schwarz und weiß, die Grund-



farben – wurden zum Bemalen benötigt, ebenso Pinsel. Also zwei Gänge weiter in die Abteilung mit den Farben. Hier standen sie unschlüssig vor unterschiedlich großen Farbtöpfen, die variierende Preise aufwiesen. Die preisgünstigste Möglichkeit sollten sie herausfinden. Ein kniffliges Problem angesichts der kleinen, mittleren und größeren Mengen, die sich in den Töpfen befanden. Dreisatzrechnungen hatten sie im Unterricht noch nicht gehabt, bei der Entscheidung für den richtigen Farbtopf brauchten sie Hilfe.

Zwei Straßen vom Baumarkt entfernt befand sich der Durchgang zu einem größeren Häuserkomplex, an dessen Wand das Fliesenbild entstehen sollte. Mit Klebeband waren vom degewo-Kundenzentrum bereits verschieden große Umrisse markiert worden. Die Kinder sollten über Varianten verfügen, da noch unklar war, wie viele malende Mitstreiter sie unter den anderen Klassen ihrer Schule finden würden. Aber groß, sehr groß und auffällig sollte das Bild werden, das wünschten sie sich inbrünstig.

Nun bekam jeder einen Zollstock in die Hand gedrückt, um mit seinem erwählten Partner die Flächen auszumessen. Ein Zollstock kann sich als höchst vertrackter Gegenstand erweisen, wenn man ihn noch nie benutzt hat. Das zeigte sich schon beim Aufklappen und erst recht, als sie das Mess-Ergebnis festhalten sollten. Wie liest man bloß so ein Ding? Was bedeutet die Zahl 199, die sie am Ende des Zollstocks fanden? Und damit hatten sie ja noch gar das



Wenn wir unseren Kiez mit solchen Fliesenbildern verschönern, dann wird er interessanter für Touristen. Mercan

Ende der markierten Seitenlänge erreicht! Was nun? Aber auch diese Hürde wurde schließlich genommen und das Ergebnis wiederum protokolliert.

Zurück im Klassenzimmer wurden die Flächen der denkbaren Bildumrisse errechnet. $5,40 \times 3,60$ – eine schwere Aufgabe. Zum Glück gab es zwei Mathe-Cracks unter den Kindern, die den anderen zeigten, wie man das macht. Aber wie viele Fliesen würden sie brauchen, um diese Fläche zu bestücken? Der Zollstock wurde ausgelegt und alle 15 cm, so groß war jede Fliese, stellte sich ein Kind auf – bis zur Länge von 1,80 m. Aha, 12×15 ergaben 1,80 m, dann musste die Zahl 12 verdoppelt werden, um auf die Seitenlänge von 3,60 m zu kommen. Es war eine schwere Geburt, in mehreren Schritten auf die Anzahl von 864 Fliesen zu kommen, die man brauchen würde, falls das Bild so groß werden sollte. Und nun mussten sie auch noch die Kosten für Farben, Fliesen und Pinsel berechnen. Mit etwas vereinfachten Zahlen gelang auch das.

Obwohl sie pausenlos am Rechnen waren, erst die Flächen, dann die Kosten, nahmen die Kinder diese Aufgaben nicht als Mathematikunterricht wahr, der sich nicht bei allen größter Beliebtheit erfreute. Für sie war es ein offensichtlich unerlässlicher Schritt, den sie tun mussten, um dem angestrebten Fliesenbild ein Stück näherzukommen. Das Rechnen hatte hier und jetzt einen Nutzen, nichts Artifizielles. Aber wer würde für die erkleckliche Summe von weit mehr als 1000 Euro für Fliesen, Farben, Pinsel aufkommen, auf die sie in ihrer Kostenrechnung gekommen waren? Die schien ihnen selbst zu hoch, also wurde die gewünschte Größe des Bildes schweren Herzens reduziert, sodass schlussendlich knapp 500 Fliesen zu finanzieren waren. Das Fliesenbild war offensichtlich auch geeignet, Kostenbewusstsein zu erzeugen.

Wenn so viele Fliesen zu bemalen sind, werden viele Helfer gebraucht. Die sollten von den Kindern selbst angeworben werden, in anderen Klassen der Schule und in der benachbarten Kita. Jetzt waren ihre kommunikativen Kompetenzen gefordert. Die hatten sie anhand etlicher Aufgaben im Vorfeld bereits fleißig trainiert: Wie stelle ich mich anderen angemessen vor? Wie begrüße ich andere, die ich im Rahmen dieses Projekts konsultiere? Welche Fragen stelle ich den Damen in der Bibliothek, um herauszufinden,





welche Angebote sie für Kinder meines Alters haben? Wie bedanke ich mich für ein Interview, das ich im Quartiersmanagement geführt habe?

Nun luden sie Frau Huwe vom degewo-Kundenzentrum ein, erläuterten ihre Berechnungen, stellten ihre Entwürfe für das Fliesenbild vor, die sie im Kunstunterricht erarbeitet hatten, und baten um Unterstützung. Für die Anwerbung von Mitmalern überlegten sie sich eine möglichst überzeugende Vorstellung des ganzen Projekts und zogen damit durch andere Klassen in der Schule und zur Kita, wo sie einigen Erzieherinnen das Vorhaben erläuterten. Mit Erfolg: Etwa 30 Kitakinder machten mit, und degewo sicherte die Finanzierung für das Material. Fliesen, Farbe und Pinsel wurden geliefert und dann durfte endlich gemalt werden! Aber selbst dieser Prozess erforderte Planungen – ein übergreifendes Thema musste gefunden werden: »Unser Kiez« wurde im Schriftzug auf einigen Fliesen verewigt. Für die Nachwelt sollte auch festgehalten werden, wer die Künstler dieses Gemäldes waren, also wurden die Namen der Schule und der Kita im Gemälde untergebracht.

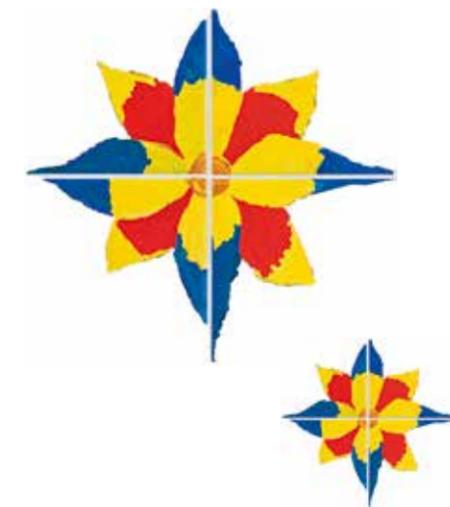
Und damit war noch nicht alle Arbeit getan. Die feierliche Enthüllung des Bildes, wenn es am festgelegten Ort, vom Fliesenleger angebracht, endlich hing, musste geplant werden. Wer sollte eingeladen werden? Wem musste für Unterstützung gedankt werden? Wer könnte einen Beitrag zur Gestaltung der Feier leisten? Wer begrüßt die Gäste? Sollte es etwas zu essen, zu trinken, Musik und Darbietungen geben? Wie kann man die Kita-Kinder einbeziehen? Würden einige Eltern zur Feier etwas beitragen – einen Kuchen backen beispielsweise? Wer von den Kindern würde eine kleine Rede halten? Wer die Veranstaltung moderieren? Wie sollte der

genaue Ablauf aussehen? Checklisten wurden erstellt, Einladungsbriefe geschrieben, Plakate gestaltet, eine Begrüßungsansprache entworfen und Verantwortlichkeiten übernommen – wer überwacht den Ablauf, wer hilft beim Aufbau der Veranstaltung, wer beim Abbau, wer achtet auf den Rücklauf der Einladungsbriefe?

Frank Bielka vom degewo-Vorstand hatte seine Teilnahme an der Feier zugesagt. Der Begründung der Kinder, warum sie sich sein Kommen wünschten, hätte er sich kaum entziehen können. »Es würde uns traurig machen, wenn Sie nicht kommen könnten«, hatten sie ihm in ihrem Einladungsbrief geschrieben. »Schließlich hat die degewo uns das Material für die Fliesen, Farben und Pinsel bezahlt. Dann wäre es ja unfair, wenn die degewo bei der Feier nicht dabei ist. Und Sie arbeiten ja für die degewo.«

Eine Rede wollten die Kinder auch halten. Fünf von ihnen setzten sich zusammen. Wem musste dabei gedankt werden? Was konnten sie zur Vorstellung des Fliesenprojektes erzählen? Wie und warum war es entstanden? Was hatten sie dabei gelernt?

To make a long story short: Sie absolvierten alle anstehenden Aufgaben glänzend. Und im Team. Im Kunstunterricht lernten sie etwas über die Gestaltung der Plakate. Durch die zahlreichen Sprachanlässe – texten, vortragen, andere interviewen, mit externen Partnern eine Abstimmung suchen – verbesserten sie ihre kommunikative Kompetenz und mussten sich in die Perspektive anderer versetzen. Kostenpläne zu erstellen und Flächen zu berechnen forderten ihr mathematisches Können, die Gestaltung der Fliesen ihre bildnerische Fantasie. Es war ein wahrhaft interdisziplinäres Projekt, in dem sie mit vielen lebenspraktischen Aufgaben konfrontiert waren. Welche Informationen müssen auf ein Plakat, mit dem andere von dieser Veranstaltung unterrichtet werden sollen? Wie gestaltet man eine möglichst ansprechende Feier, und woran muss man dabei denken? Entscheidend für den Erfolg des Projektes war, dass sie für alle Aufgaben eigene Erkenntnis- und Lösungswege finden mussten.





Pachamama heißt die Mutter **Erde** oder auch »Mutter Welt«, die von den Andenvölkern in Peru, Bolivien, Kolumbien oder Argentinien als Gottheit verehrt wird, weil sie Leben schenkt, nährt und schützt. Pachamama ist Teil ihrer Identität, sie ist die Botin der Hoffnung auf ein besseres Leben und Mahnerin gegen die Zerstörung der Natur. In Ecuador wurde Pachamama 2008 in die Verfassung geschrieben – als Verpflichtung wie Versprechen auf ein harmonisches Leben.

»Die Welt ist rund, Gropiusstadt ist bunt!« Ein Zuruf an Walter Gropius



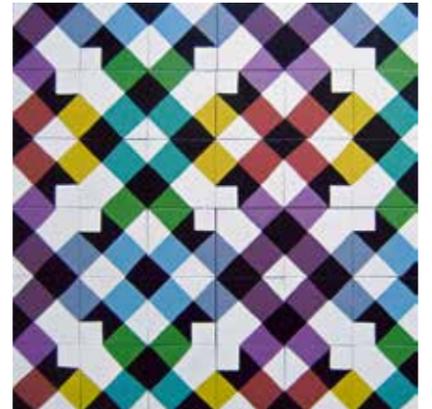
Bauhaus? Wenn sie das hören, weisen die allermeisten Schüler der Gropiusstadt auf den gleichnamigen Baumarkt hin; an den Namensgeber ihres Viertels denken sie dabei meist nicht – die Schüler der Walter-Gropius-Schule vielleicht ausgenommen, ihre Schule wurde von dem weltberühmten Architekten und Gründer des Bauhauses entworfen. Sie unterscheidet sich in Architektur, Ästhetik und Funktionalität von allen anderen Schulen, und das hat auch damit zu tun, dass Walter Gropius sehr eigensinnige, sehr moderne Vorstellungen vom Neuen Bauen hatte.

Die Hochhausbauten ihres Quartiers schätzen die Schüler der Gropiusstadt; die Sehnsucht nach klassizistischer Größe, die allorten erkennbare Retrolust nach Rekonstruktion des Alten ist nicht ihre Sache: Mögen manchen anderen die klare Linienführung und die Höhe der Bauten als »kalt« und »herzlos« erscheinen, für sie zählt – darin eins mit Walter Gropius – die Zweckmäßigkeit: Platzsparenden und kostengünstigen Raum für viele zu schaffen, Abstand zwischen den Häusern zu wahren, damit »viel Grün«, Sonne, Licht und Luft ihren Platz haben. Vielleicht haben sie besser als mancher Architekturkritiker Gropius` Grundidee eines funktionalen, sozialen und fortschrittlichen Bauens begriffen.

Vom 1919 in Weimar gegründeten »Bauhaus« und seiner bahnbrechenden weltweiten Wirkung allerdings weiß kaum einer von ihnen. Auch nicht, dass in dieser thüringischen Stadt der kühle Look der Moderne entstand: ein reduzierter Stil, der schmückende Säulen, Türmchen und Friese nicht nur als überflüssig und preistreibend, sondern auch als Symbole einer nach dem Ersten Weltkrieg moralisch erledigten Vergangenheit ablehnte. »Wir wollen«, schrieb Gropius in seinem Manifest zum Bauhaus, »den klaren organischen Baulaib schaffen, nackt und strahlend aus innerem Gesetz heraus ohne Lügen und Verspieltheiten.« In der von ihm erbauten Berliner Siemensstadt und im Hansaviertel finden sich Spuren davon. Auch in der Gropiusstadt.

Das Bauhaus war ein Kreativ-Labor, in dem vom Hochhaus bis zum Tee-Ei an allen Dingen geforscht und experimentiert wurde. Unter seinem Dach sammelte sich ein ganzer Pool an hoffnungsvollen Talenten aus Kunst, Design, Architektur und Handwerk. Etliche von ihnen wurden international berühmt: Wassily Kandinsky und Paul Klee, deren Bilder das Fliesengemälde am Zwickauer Damm inspiriert haben; Marcel Breuer, der sich von seinem Fahrradlenker zu seinen Stahlrohrmöbeln inspirieren ließ, Max Bill, von dessen »Multiple« sich Schüler der Walter-Gropius-Schule für ihr Fliesenbild am Zwickauer Damm anregen ließen – das Bauhaus wollte die »hochmütige Mauer«, so Gropius, zwischen Kunst und Handwerk einreißen und die Alltagskultur erneuern.

Lange sollte der Traum von einer »Schule der Erneuerung« nicht andauern. Schon aus Weimar war sie vertrieben worden,

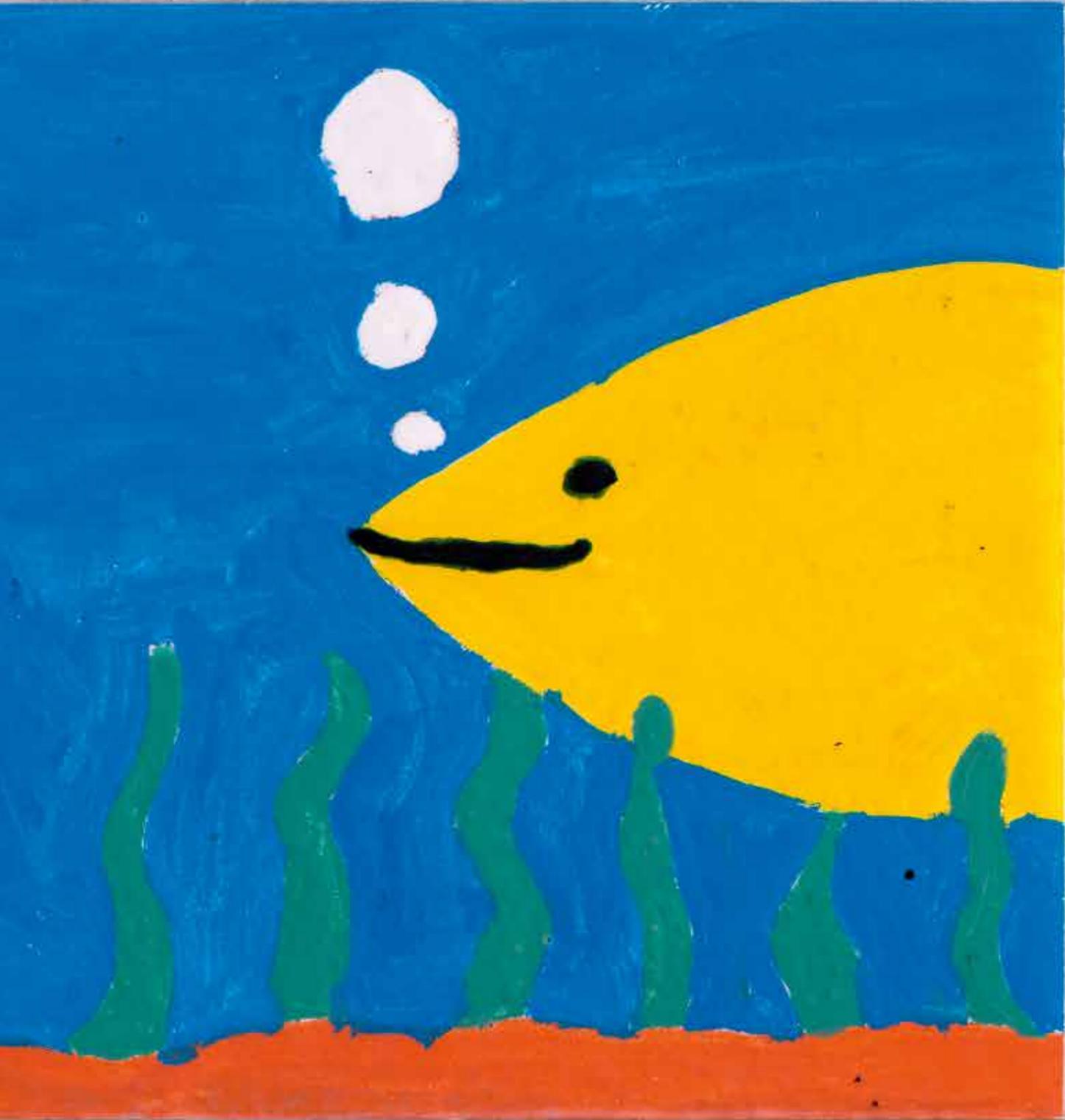


die Anfeindungen wiederholten sich alsbald auch in Dessau. Die Nationalsozialisten waren auf dem Vormarsch – das Bauhaus sei »undeutsch«, eine Brutstätte der Kommunisten. 1928 gab Gropius entnervt auf. Sein Nachfolger, Mies van der Rohe, hielt noch weitere vier Jahre durch. 1933 wurde das Bauhaus aufgelöst. Auf dem Abschiedsfest wanderten Klee-Gemälde in die Tombola. Heute werden sie auf großen Auktionen für Hunderttausende Dollar und mehr versteigert.

Ob Gropius die Fliesengemälde in dem Viertel, das seinen Namen trägt, zugesagt hätten? Wohl kaum. Ornamente duldet der Purist nicht. In seinen Augen gehörten sie der Vergangenheit an, die es zu überwinden galt. Das Neue Bauen sollte den Ballast verkrusteter Traditionen abwerfen, von allem »überflüssigen Zierrat« befreit sein und so dem »eingeborenen Schönheitsgefühl« entgegenkommen. Seine Konzentration auf geometrische Grundkörper bewahrte vor protzigen oder geschmacklosen Repräsentationsbauten und schweren historisierenden Fassaden, die andernorts Stadtbilder verschandeln.

Aber die Geschichte der Architektur zeigt zugleich: »Schönheitsgefühle« ändern sich. Sie unterliegen nicht nur dem kulturellen Wandel der Zeiten, sondern sind auch generationsspezifisch eingefärbt. Jüngere lieben oft die Schnörkel, die Arabesken, das Verspielte, das Vielfarbige: »Die Welt ist rund, Gropiusstadt ist bunt!« hätten die Schüler dem Bauhaus-Gründer kurz und bündig zugerufen.



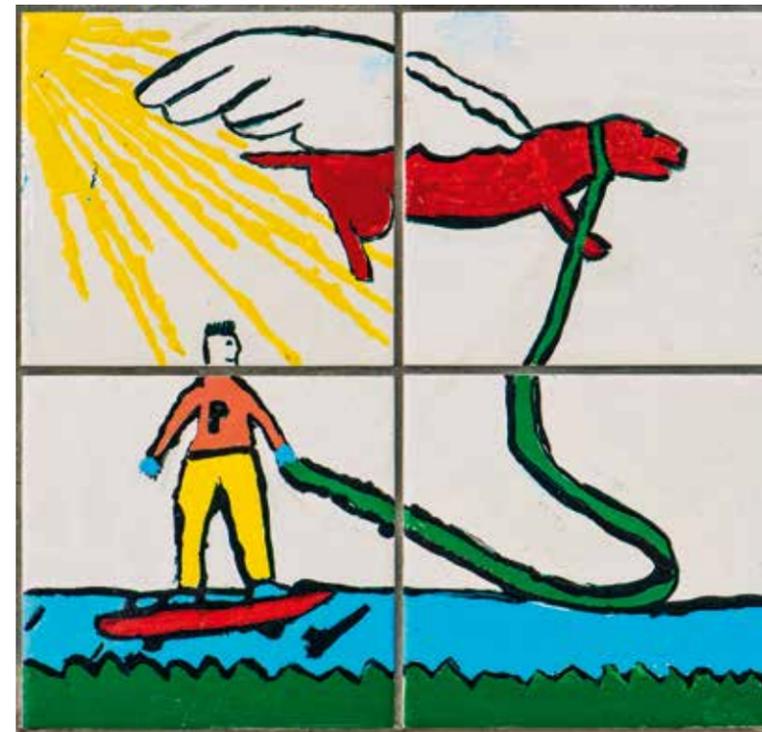


Die Fliesenbilder und ihre Helfer

Mehrere Tausend Kinder und Jugendliche sind die Künstler der Fliesenbilder, die sich in der Neuköllner Gropiusstadt und im Wedding befinden. Ohne die Bereitschaft ihrer Schulleitungen, ihre Schüler an der Gestaltung der Bilder mitwirken zu lassen, wären diese Kunstwerke nicht entstanden.

Einen noch größeren Anteil daran haben Lehrkräfte und Erzieher der beteiligten Schulen. Sie haben die Themen der Bilder erfunden, sich mit den anderen Beteiligten abgestimmt, Unterrichtsstunden freigeräumt, mit ihren Schülern Vorlagen studiert, Museen besucht, an Entwürfen und Skizzen gearbeitet und dafür gesorgt, dass die kleinen Kunstwerke sorgfältig übertragen werden. Ihnen gebührt für ihr Engagement ein großer Dank: Frau Schmucker (Hermann-von-Helmholtz-Schule); Frau Harter, Frau Vollmar, Herr Zachow (Walter-Gropius-Schule); Frau Müller (Liebig-Schule); Frau Vogler (Schule am Regenweiher); Frau Lepp, Frau Voigt, Frau Gurke, Frau Krämer, Frau Kästner, Frau Schröder, Frau John, Frau Leopold, Frau von Klitzing, Frau Bauszus-Schumacher, Frau Burkert (Janusz-Korczak-Schule); Frau Ruzscynski, Frau Höffmann, Frau Kleinschrodt (Katholische Schule St. Marien); Frau Kadach, Frau Hantel, Frau Hollstein (Walt-Disney-Schule); Frau Raufmann (Hugo-Heimann-Schule); Frau Bartsch, Frau Schütze (Martin-Lichtenstein-Schule); Frau Jacobs (Schule am Zwickauer Damm); Frau Nolte, Frau Kriemann (Lisa-Tetzner-Schule); Frau Kull (Heinrich-Mann-Schule); Herr Zeitler (OSZ Lise Meitner); Frau Krause, Frau Mlynarczyk (Jugend- und Kulturzentrum), Frau Darge und Frau Apitz, Frau Wolff und Frau Teichgräber von der Heinrich-Seidel-Schule; Frau Schindler und Frau Hoppe von der Vineta-Schule. Und allen, die unsichtbar im Hintergrund gewirkt haben.

Für degewo ist die Unterstützung dieser und anderer Projekte, die der nächsten Generation eine Mitgestaltung ihres Lebensumfeldes ermöglichen, Teil ihrer im Unternehmensleitbild verankerten Verantwortung für die Stadt. Kinder und Jugendliche in bedrängten Gebieten genießen dabei oberste Priorität. Denn hier braucht es Unterstützung von außen – insbesondere an den Kitas und Schulen. Denn deren Qualität und Bildungserfolg entscheiden in hohem Maße über die soziale Durchmischung eines Quartiers, über seine Attraktivität und über die Zukunftsaussichten seiner



Bewohner. Das Wohnungsunternehmen degewo hat mit seinem sozialen Engagement Maßstäbe gesetzt – es wäre zu wünschen, dass mehr Unternehmen sich das zum Beispiel nähmen.

Viele degewo-Mitarbeiter haben die Fliesenprojekte unterstützt – zu nennen sind hier die Leiterin des Kundenzentrums Süd, Frau Herz; die Stadtteilmanagerin Frau Biernath; der Architekt Herr Rasche und aus der Abteilung Unternehmenskommunikation Frau Falkowski und Herr Ackermann; Frau Huwe, Stadtteilmanagerin, und Herr Richters, Leiter des Kundenzentrums Nord.

Dr. Franziska Giffey, Neuköllner Bezirksrätin für Bildung, Schule, Kultur und Sport, lässt es sich nicht nehmen, bei jeder Enthüllung eines neu entstandenen Fliesenbildes dabei zu sein. Für sie ist das kein gewöhnlicher den Repräsentationspflichten des Politikerlebens geschuldeter Termin – sie hat den Stolz der Kinder auf ihre Kunstwerke gesehen und weiß, dass die angemessene Antwort darauf die persönliche Anwesenheit bei der Feier ist, um das Entstandene zu würdigen.

Chronik

2010 Wutzkyallee 71–75 »Skyline der Gropiusstadt«

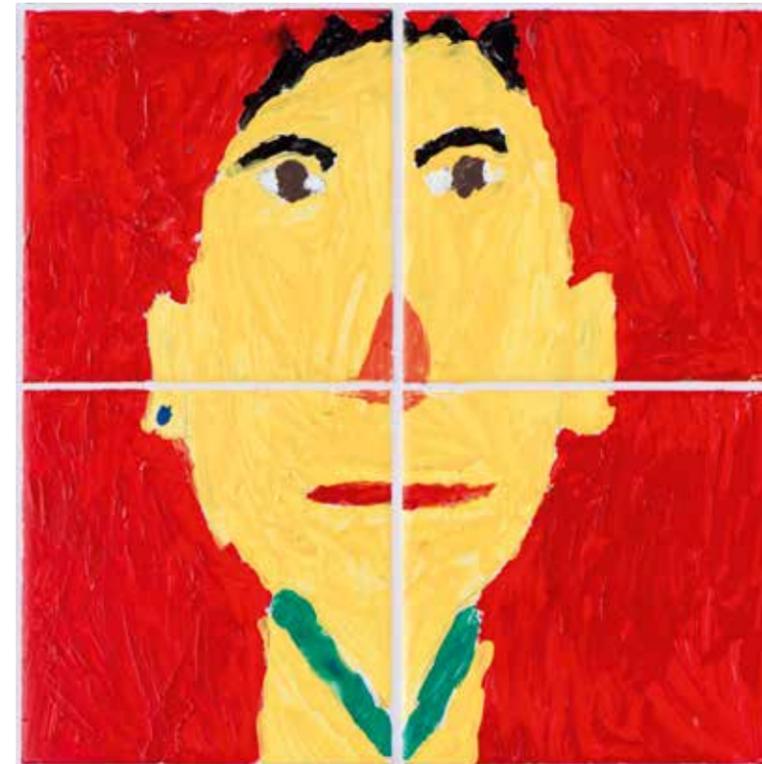
Walt-Disney-Schule,
Martin-Lichtenstein-Schule,
Schule am Regenweiher,
Schule am Zwickauer Damm,
Hugo-Heimann-Schule,
Katholische Schule St. Marien,
Janusz-Korczak-Schule,
Oberstufenzentrum Lise Meitner,
Hermann-von-Helmholtz-Schule,
Liebig-Schule, Walter-Gropius-Schule,
Jugend- und Kulturzentrum (JuKuz)

2011 Horst-Caspar-Steig »Die vier Elemente«

Walt-Disney-Schule,
Martin-Lichtenstein-Schule,
Schule am Regenweiher,
Hugo-Heimann-Grundschule,
Katholische Schule St. Marien,
Janusz-Korczak-Schule,
Oberstufenzentrum Lise Meitner,
Hermann-von-Helmholtz-Schule,
Liebig-Schule,
Walter-Gropius-Schule,
Jugend- und Kulturzentrum (JuKuz)

2012 U-Bahnhof Wutzkyallee »Buchstabenbilder«

Walt-Disney-Schule,
Katholische Schule St. Marien,
Janusz-Korczak-Schule,
Hermann-von-Helmholtz-Schule,
Liebig-Schule,
Walter-Gropius-Schule



2013 Zwickauer Damm »Bauhaus«

Walt-Disney-Schule,
Katholische Schule St. Marien,
Janusz-Korczak-Schule,
Hermann-von-Helmholtz-Schule,
Liebig-Schule,
Walter-Gropius-Schule,
Hugo-Heimann-Schule,
Schule am Regenweiher,
Lisa-Tetzner-Schule

2013 Vinetaplatz »Unser Kiez«

Gestaltet von elf Klassen der Heinrich-Seidel-Schule
und von Kindern der Kita Ramlerstraße

2014 Wedding »Meerwelten«

Gestaltet von fünf Klassen der Vineta-Schule
und von Kindern der Kita Omas Garten

2014 Joachim-Gottschalk-Weg 1

»In Erinnerung an Joachim Gottschalk«

Walt-Disney-Schule,
Katholische Schule St. Marien,
Janusz-Korczak-Schule,
Hermann-von-Helmholtz-Schule,
Liebig-Schule,
Walter-Gropius-Schule,
Hugo-Heimann-Schule,
Schule am Regenweiher,
Lisa-Tetzner-Schule,
Heinrich-Mann-Schule,
Martin-Lichtenstein-Schule,
Schule am Zwickauer Damm



